



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Ansichten zum Phänomen der Obdachlosigkeit in Wien“

exemplifiziert anhand der Berichterstattung
„der Neuen Kronen Zeitung“
im Zeitraum 2004-2012
über den Karlsplatz

Verfasser

Patrick Zarfl

angestrebter akademischer Grad

Magister (Mag.)

Wien, Jänner 2014

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 057 390

Studienrichtung lt. Zulassungsbescheid:

Individuelles Diplomstudium
Internationale Entwicklung
Univ.-Prof. Dr. Stefanie Kron

Betreuerin:

„Die einzige Art, gegen die Pest zu kämpfen, ist die Ehrlichkeit.“

Albert Camus

Danksagung

Hier will ich mich bei meiner Mutter bedanken, ohne ihre unendliche Geduld und anhaltende Fürsorge hätte diese Arbeit wohl nie das Licht der Welt erblickt. Sie stand mir in dieser sehr schwierigen Phase meines Lebens ununterbrochen mit Rat und Zuneigung zur Seite und ermöglichte mir damit einen Universitätsabschluss, der ohne sie ohnehin nicht in die Tat umzusetzen gewesen wäre.

Ein weiterer ganz besonderer Dank gilt meinem mir vertrauten Amici, Christian Strasser, der in den vielen Jahren unserer Freundschaft ein bodenloses Fass unschätzbarer Ideen war. Die unzähligen Diskussionen, die meist bis in die Morgenstunden andauerten, vertieften mein Verständnis und sprengten meine Vorstellungskraft.

Des Weiteren will ich mich bei Kathrin Beltran für die Korrektur dieser Arbeit bedanken. Sabina Rana, Hans Peter Wieland, Benjamin Mayer, Rainer Schalk, Jill Kugener und alle anderen, die meine Launen stets ertragen, gilt meine ganz besondere Ehrerbietung.

Ich bedanke mich auch bei Stefanie Kron, die diese Arbeit betreute und mir das Leben dadurch erleichterte.

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	9
Erkenntnisinteresse	10
Einführende Bemerkungen	12
Der Mensch-an-sich.....	13
2. Versuch einer Definition des Wortes Diskurs	15
Saussure	15
Diskursanalyse und Strukturalismus	16
Relativismus vs. Rationalismus	17
2.1. Vom Akt des Sprechens zum Diskurs	19
John Austin und Michel Foucault.....	19
Diskurs und Konvention.....	21
Diskursiv – Nichtdiskursiv? Kritische Einwände.....	24
2.2. Theorie einer Diskursanalyse.....	28
1. Als-ob	28
2. Mannigfaltigkeit und Verknappung	29
3. Genealogisch	31
3. Der Diskurs $\neq$ das Subjekt?	32
Performativität	34
Subjektivation oder das Verhältnis der Macht	37
Appellation	41
Zusammenfassung	47
4. Das Verworfenene.....	50
Nomen est Omen	52
Schlussfolgerung	57
5. Fragestellung	59

6. Methodik.....	60
Diskursebenen, Diskurstypen,...	60
Kollektivsymbolik	62
7. Analyse	65
„Die Neue Kronen Zeitung“	65
Begründung der Auswahl	65
Recherchemethode.....	66
Vorgehen.....	66
Suchergebnisse	67
Textanalyse	68
Allgemeine Darstellung	68
Analyse Text 1.....	68
Diskurstheoretische Schlussfolgerung.....	73
Operative/ Rhetorische Mittel.....	74
„Im Zeichen des Nicht-Lebbaren“	75
Allgemeine Darstellung	76
Analyse Text 2.....	77
Diskurstheoretische Schlussfolgerung.....	81
Operative/ Rhetorische Mittel.....	83
„Zombieapokalypse“	84
Zusammenfassung	85
Strukturanalyse	86
Kriegsmaschine.....	87
Virale Biopolitik	88
8. Resümee.....	92
9. Literaturverzeichnis	94

10.	Artikelverzeichnis (gereiht nach Erscheinungsdatum).....	100
11.	Anhang	103
	Abstract (deutsch).....	103
	Abstract (engl.)	104
	Tabellen zur Strukturanalyse	105
	Akademischer Lebenslauf	112

1. Einleitung

Wo sollte man als Autor beginnen, um so etwas wie Obdachlosigkeit in Wien zu analysieren? Was ist eigentlich Obdachlosigkeit? Armut, Alkoholsucht, Wohnungslosigkeit, selbstgewähltes Exil inmitten des Unlebbaren? Vielleicht aber auch Verwahrlosung, ökonomischer Ausschluss, persönliche Krisen oder gar der Zufall der hier seine Hand anlegt und die Dinge fügt?

Welchem Feld der Soziologie sollte man sich anschließen, um einen wahren Satz, über etwas so „Gegebenes“ auszusagen? Welchen der als Fakten proklamierten Aussagen ist leichter Dings zu trauen und welche geben nicht mehr wieder, als das scheinbar Alltägliche in der Maske wissenschaftlicher Analyse? Kann es gar sein, dass gerade das Streben, diese Suche nach einer konkret-materiellen Wahrheit, selbst nur mögliche Referenz ist, in einem Spiel der unendlichen Referenzen, in dem stets um eine Bedeutung gerungen wird, die schließlich doch wieder abhanden zu kommen scheint. Wenn gesagt wird, dass die, die als obdachlos bezeichnet werden, faul sind, was ist dann mit jenen, die durch Katastrophen ihr Heim und ihren Besitz verloren haben, oder mit jenen, von denen gesagt wird, sie seien wahnsinnig? Kann ich - im Alter Ego des wissenschaftlichen Autors - überhaupt eine solche Position beanspruchen; ein Fundament der Unabhängigkeit lokalisieren, das nicht in verschiedensten Netzen unterschiedlichster Bezüge, Bedeutungen und Gesten eingefasst ist, sodass sich letztlich bloß das beschreiben lässt, was als möglich erscheint? Ist das Schreiben also wiederum auch nur ein Akt der Wiederholung von schon Wiederholtem, ein diffiziles aneinanderreihen von Allegorien?

Wenn dies der Fall ist, wie kann dieser doppelten Bewegung von Eingeschriebenem und Aufgeschriebenen entkommen werden, ohne letztlich, wie Derrida (1979) meinte, ein iteriertes „transzendentes Signifikat“ zu erschaffen; d.h. in der Not des Unzureichenden einen Verweis zu verbergen, eine quasi Simulation der Abgeschlossenheit, die es doch letztlich ermöglicht, etwas Gültiges über die Bedeutung der Obdachlosigkeit aus seinem Zeichen zu bergen. Denn dies würde doch

genau das bedeuten, dem Gegenstand einen Sinn zu verleihen, ein Wesen beizufügen, das verschüttet unter dem Geröll seiner Geschichte zutage gefördert werden kann.

Obdachlos ist... gemäß einer mathematischen Gleichung, könnte so die Konstante durch Verfahren der Reduktion aus einem komplexen Geflecht in ihr eigentliches Wesen übersetzt werden mit dem simplen Schluss: Obdachlos ist, wer diese und jene Eigenschaften und Züge aufweist. Der Autor dieser Zeilen verwehrt sich jedoch einer solch kausal-deterministischen Analyse und versucht gerade nicht einen letzten Schluss zu formulieren, sondern das Absurde und Groteske, das sich im Schatten des Begriffs der Obdachlosigkeit aufhält, hervorzukramen. Aufgabe des nachfolgenden Textes wird es daher nicht sein, ein etwaiges Zeichen am Körper der Vagabunden/Clochards/Penner/etc. zu dechiffrieren, auch nicht das Los ihres harten Daseins zu beklagen, oder der Ökonomie ihres Leidens nachzuspüren.

Nein, vielmehr soll dieser Text die Textur, das Material selbst beschreiben, in denen die Bezeichneten durch die Kraft der Bezeichnung eingehüllt werden. So muss, um einer solchen Analyse Erfolg zu versprechen und die Saat ihres Scheiterns nicht schon im Keim zu legen, zuerst das Verfahren der Signifikation genauer unter die Lupe genommen werden. Was bewirkt dieser Satz „Obdachlos ist...“? Welche Modi seiner Fabrikation verhelfen seiner Bedeutung zur Kraft und welches Bild des Menschen liegt eben dieser Kraft zugrunde?

Erkenntnisinteresse

So kann schon hier eine **erste Hypothese** für diesen Text formuliert werden. Nämlich, dass das Sprechen und mit eben jenem Sprechen die Sprache selbst, nicht als ein rein Organisches zur Verfügung steht, sondern vielmehr die Dinge die es bezeichnet, selbst hervorbringt.

Im Zuge dieser Forschungsarbeit bedeutet das, dass hier keine Arbeit aus dem „Feld“ vorliegt, das heißt, es wird auf statistische Mittel, die zur Klärung des Status der Obdachlosigkeit im klassisch sozialwissenschaftlichen Sinne verwendet werden, verzichtet. Auch Interviews mit „Betroffenen“ werden hier nicht zu finden sein. Vielmehr interessiert die Frage: Was geschieht? In welcher Art formiert sich das

Ensemble an Bezeichnungen, welche Anschauungen verbergen sich hinter den Worten und auf welche Diskurse verweisen sie? Dient die Konstruktion von „Obdachlosigkeit“ möglicherweise auch, um Anleihen bei Marx zu nehmen, als Reservearmee? Und zwar nicht im ökonomischen aber im ideellen Sinne. Als „Depot der Angst“, das die Subjekte daran erinnert was geschehen könnte, wenn sie ihren Platz nicht einnehmen. Obdachlosigkeit als integraler Moment der (Selbst-)Disziplinierung, um den allgemeinen Anrufungen der Subjekte zur Produktivität im Sinne herrschender kapitalistischer Verwertungslogiken Ausdruck zu verleihen? Könnte es auch sein, dass das was Obdachlosigkeit genannt wird, bloß als Schlagwort dient, in dessen Schatten sich noch eine Vielzahl anderer Debatten finden lassen, die auf den ersten Blick keine direkten Bezüglichkeiten aufweisen?

Gemäß der ersten Hypothese muss als **zweite Hypothese** angenommen werden dass, „das Soziale“ selbst ein Machtverhältnis darstellt. Das heißt „das Soziale“ ist nicht etwas Gegebenes im Sinne eines sozialwissenschaftlichen Realismus (vgl. Foucault 1994c: 34), sondern produziert sich durch Arbeit an sich selbst fortlaufend. „Wissen ist selbst Bearbeitung der Realität nach herrschender Rationalität, an der dann politische Technologien ansetzen können“ (Bröckling/Krasmann 2000: 21) und bedeutet somit auch, dass „[s]oziale Objektivität durch Machthandlungen konstituiert wird“ (vgl. Laclau/Mouffe 2000: 26).

Um daher einer gegebenen Universalie (im Sinne von „die Menschenrechte“, „die Arbeit“, „die Armut“ etc.) habhaft zu werden, müssen die Spuren seiner Konstitution, das heißt die Spuren und Verfahren der Negation und des Ausschlusses, die einer gegebenen Ordnung zugrunde liegen, aufgespürt werden, um uns so möglicherweise, wie Carl Schmitt sagen würde, den tatsächlichen Nomos einer gesellschaftlichen Objektivität zu offenbaren (vgl. Agamben 2002). Um Klartext zu sprechen, verbindet der Autor dieser Zeilen damit die Hoffnung, dass das Thema Obdachlosigkeit, so wie es in den zu untersuchenden Texten dargestellt wird, Aufschluss darüber gibt, welchen Prinzipien der Selbstkasteiung und des Absurden die zeitgenössische österreichische Gesellschaft gehorcht.

Die beiden oben formulierten Thesen spiegeln so in gewisser Hinsicht auch das „zweischneidige Schwert“ des gesamten Fragenkomplexes wieder, die

unhintergehbare Ambivalenz einer Selbst- und Fremdzuschreibung. Jene unausgesprochene Verdopplung der Zustände; oder, würden wir Foucault verkehrt lesen, die Verdopplung des Diskurses durch dessen Transformation, seiner Rekonstruktion der „Zwangsvorstellungen, die ihn begleiten, die Bilder, die Begehren, die Modulationen [...]“ (Foucault 1977b: 82). Das heißt, eben einerseits jener Teil, der den „Verhältnissen“ die spontane Schuld an Obdachlosigkeit gibt und zur Klärung der „Entstehungs“-prozesse herangezogen wird. Hierbei kann an Modelle gedacht werden, die zur Identifizierung eines scheinbar konkreten Problems das im Rahmen des Ereignishorizonts der Obdachlosigkeit auftritt, assoziiert werden, wie etwa ökonomische Krisen, soziale Missstände, vielleicht auch die gefehlte Raumpolitik der Stadt Wien, Alkoholismus, gescheiterte Familien, psycho-pathologische Problematiken, Einsamkeit, Drogensucht etc. Wenn man so will, alle Begriffe die in den Komplex „Obdachlosigkeit“ fließen und dieses Aggregat zu einem multidimensionalen Phänomen werden lassen, dass sich ökonomisch, sozial, medizinisch etc. deuten lässt.

Andererseits, die emotionale Reaktion, die aus den verschiedenen Anschauungen erwächst, präziser die Konsequenz für das „Eigene“, das sich da den Raum teilen muss und sich in vielerlei Hinsicht, etwa in Mitleid, Zorn, Abscheu, Achtlosigkeit ausdrücken kann, um wiederum zur Festigung bestehender Ideen über die „Obdachlosigkeit“ herangezogen zu werden. Die Verdopplung der Zustände spricht daher einerseits die historisch-kulturelle Konstruktion von „Obdachlosigkeit“ an und andererseits, die emotionale Qualität die durch die Trennung des „Selbst“ und des „Anderen“ hervorgerufen wird und all die damit verbundenen Vergewisserung des Eigenen, die in der Begegnung stattfinden und wiederum den Raum ordnen.

Einführende Bemerkungen

Zum Zwecke der Beweisführung und Unterstützung dieser Vermutungen werden die Texte Michel Foucaults und anderer zu Rate gezogen, die uns, insbesondere in Form der von Siegfried Jäger weiterentwickelten Diskursanalyse, helfen sollten, die Berichte die uns als Material zu Verfügung stehen, zu entwirren, zu analysieren und auf ihre

diskursive „Tragfähigkeit“ hin zu überprüfen; das heißt, den Referenzpunkten und Ideen vom Menschen und vom Menschsein auf die Schliche zu kommen.

Zu Beginn, wie erwähnt, wollen wir daher einen näheren Blick auf die Thesen Michel Foucaults werfen und den Fragen die er sich gestellt hat. Dies könnte - so die Hoffnung des Autors - verhindern, dass wir selbst voreilig Schlüsse ziehen, die uns allzu leicht in die Sackgasse normativer Aussagen führen könnten und uns davor bewahren, das noch „fremde“ Objekt wissenschaftlicher Untersuchung fern ab vom „Eigenen“ zu platzieren.

Der Mensch-an-sich

Im Sinne dieser Überschrift kann Hubert Dreyfuss und Paul Rabinow (1994: 71) zugestimmt werden, wenn sie sagen, Michel Foucault „will uns aus einem anthropologischen Schlaf erwecken“. Wenn wir etwa lesen, der Mensch sei an und für sich geizig oder faul. Der Mann neige zur Promiskuität und die Frauen kämen von der Venus. Obdachlose würden Männer stehlen, seien alkoholkrank und zumeist auch nicht bereit etwas zu leisten. So haben all diese Aussagen eines gemeinsam, sie setzen dem Verhalten der Menschen einen Willen voraus, der das mögliche Spektrum menschlichen Handelns zu bestimmen scheint. Seltsam ähnlich verhält es sich mit wissenschaftlichen Aussagen, die zu erklären versuchen, wie sich jene Gruppe in jener Situation verhalte. Erinnert sei hier nur kurz an die Studie *die Arbeitslosen vom Marienthal* (1933) in der das Bild von Bewohnern gezeichnet wird, die durch den Verlust des Normalen jegliche Struktur zu verlieren scheinen und deren einziger Hoffnungsschimmer darin besteht, in den Schoß des *geregelter* Lebens der Arbeitszeiten, der sozialen Raster und Tagesstrukturen zurückzukehren. Eine Groteske des Lebens in der den verdammten Körpern die Insignien ihrer Verbannung in die Gesichter gebrannt wurden und ihnen so letztlich nur die Zuversicht blieb, in den Schoß einer Gesellschaft, die sie auf so grausame Art vergaß, zurückzukehren.

Denn entspricht nicht eben genau jene Geste, in dem einem Gegenstand ein natürliches Begehren unterstellt wird, dem Konstruktionsprozess von Menschen wie-sie-an-sich-sind und damit einem letztlich metaphysischen Streben nach einer *Ultima Ratio* des

Menschen? Wenn Langzeitarbeitslosigkeit zu Phlegmatismus führt, in der Sprache der Studie *die Arbeitslosen vom Marienthal* zu einer Veränderung des Zeitbudgets, dass nicht nach seinen Möglichkeiten genutzt wird, so liegt der Schluss nahe, dass es der Wahrheit entspricht, dass Menschen klare Strukturen brauchen, um sich in ihrem Leben zurechtzufinden. So ist auch „das Soziale“ eine „hoch besetzte Erfindung der Geschichte“ (Rose 2000: 75) die uns zugleich auf „den voraussetzungsvollen Raum des Regierens der Rationalitäten“ (Otto/ Ziegler 2000: 121) verweist. Normale Arbeitszeiten, Tarifverträge, Kindergärten etc., die für ein dem Menschen gerechtes Leben unentbehrlich sind. Unversehens findet sich jene wissenschaftliche Arbeit, die auch für sich proklamierte, den Regeln wissenschaftlichen Arbeitens zu gehorchen, inmitten eines historischen Diskurses des Arbeitsrechtes wieder, mit seinen ihm eigenen Zielen und Willen. Ein „Wille zur Wahrheit“ (Foucault 1980: 13) der alle anderen Aussagen zu bannen sucht, um sie unter den einen wahren Diskurs (in diesem Fall, dem der Soziologie) wieder zu vereinen. Deleuze schreibt: „Sicherlich ist es nicht bloß eine Sache des Adjektivs, was die sämtlichen Phänomene auszeichnet, mit denen sich die Soziologie beschäftigt. Das Soziale verweist auf einen besonderen Sektor, zu dem sehr verschiedene Probleme, Spezialfälle, spezifische Institutionen, ein qualifiziertes Personal („Sozialhelfer“, „Sozialarbeiter“) [gehören]“ (Deleuze 1979: 244 zitiert nach Rose 2000: 75).

So gesehen wird uns die Frage nach Obdachlosigkeit wohl nicht zum Wesen der Obdachlosigkeit führen (oder den Verwaltungstechniken von Zeitbudgets durch Obdachlose), vielmehr kann sie uns den Willen offenbaren, der den Bedeutungen des Begriffs Kraft verleiht. Einem Willen, der uns letztlich nicht nur Aufschlüsse über das Phänomen Obdachlosigkeit gewährt, sondern auch über das was es heißt, sich als Mensch zu denken. Dem Fragen nach Obdachlosigkeit muss dementsprechend auch ein Fragen nach dem, was es bedeutet Mensch zu sein, miteinhergehen. Nicht um wieder etwas von Neuem auf eine gewohnte Art festzustellen, sondern anderen Fragen nachzugehen: in welchem formal-ontologischen Rahmen bewegen sich die verschieden Aussagen über Obdachlosigkeit gegenwärtig, was verbindet sie, was trennt sie, wo gibt es Brüche und Ereignisse die die kontinuierlichen Erzählungen, - diese Phantasmen unserer selbst - wie eine Fata-Morgana im unendlichen Meer der Wüste von Ereignissen erscheinen lassen.

Der „anthropologische Schlaf“ bedeutet in diesem Sinne also nichts anderes, als dem Traum einer Ontologie und letzten Klärung der menschlichen Frage, einer Suche nach der eigentlichen Natur des Menschen selbst und mit ihr die letzte endgültige Bestimmung, was als *Mensch* gilt und was nicht, nachzugehen und gehörig ins Wanken zu bringen. Dies war eines der großen Anliegen Michel Foucaults, den Tatsachen ihre Tatsächlichkeit abzusprechen, den Dingen ihre Natürlichkeit zu nehmen, um Räume für Differenzen zu öffnen und dem Ungewohnten Platz zu machen; zu zeigen, dass das Leben keinen vorgeschriebenen Weg beschreitet, der nur noch zu entziffern wäre.

2. Versuch einer Definition des Wortes Diskurs

Das was hier nun als Diskurs benannt wird, stützt sich - wie erwähnt - zu einem großen Teil auf die Arbeiten Michel Foucaults. Doch was genau meint Michel Foucault mit Diskurs? Diese Frage zu beantworten, fällt nämlich auf den zweiten Blick wesentlich schwieriger aus, als vielleicht gemeinhin angenommen wird.

„Wissen ist Macht“ ist nur ein Tropus, unter denen sich Foucault-Interpretationen tummeln und mit denen versucht wird, eine stringente Formulierung einer Theorie der Diskurse aus dem doch sehr wechselhaften Nachlass des Autors zu bergen, der selbst rückblickend „die schwimmende Bedeutung des Wortes „Diskurs“ in seinen früheren Arbeiten einräumte (Foucault 1971: 116). Möglicherweise ist es daher leichter damit zu beginnen, dass gezeigt wird, was der Begriff nicht ist, bzw. andere Autoren zu nutzen, um dem Begriff eine vorläufige Grenze zu geben.

Saussure

Fest steht, dass Foucault oft in einem Feld das gemeinhin als Strukturalismus bezeichnet wird, verortet wurde, obwohl dies bei näherem Hinsehen durchaus nicht der Fall ist. „Der Strukturalismus“, bzw. die strukturalistische Analyse geht auf die

Arbeiten des Linguistikers und Sprachwissenschaftlers Ferdinand de Saussure und seinem Werk „Cours de linguistique générale“ (1983) zurück, in dem zusammengefasst von einer Struktur der Zeichen ausgegangen wird, deren Elemente im Konnex von Ähnlichkeit und Differenz letzten Endes nur bestimmt und verortet werden müssten, um einer ontologischen Regelhaftigkeit auf die Spur zu kommen (vgl. Hall 1994: 196). Das heißt, man müsste allein die Beziehungen der Wörter untereinander verstehen, um das ganze Feld möglicher Bedeutungen zu erschließen; wenn also die Grammatik der Relationen enthüllt werden könnte, könnte die Gesamtheit an möglichen sprachlichen Kontexten, die einem Subjekt zu Verfügung stehen, gleichsam geklärt werden. Der entscheidende Punkt in den Erkenntnissen Saussures war letztlich nicht etwa die neu aufgeworfene Frage von „Was ist Sprache?“, sondern vielmehr - und dies kam einer Revolution gleich - dass das Verhältnis aus Mensch, Sprache und Welt nicht durch eine Isomorphie gekennzeichnet ist (d.h., dass Ausdrücke selbst keine Gestalt konkreter Gegenstände sind und Sprache daher auch nicht ein logisches Verhältnis wiedergibt, das sich mathematisch beschreiben ließe). Für Saussure war der Laut (langage) eben kein Abbild einer konkret materiellen Bedeutung, sondern - und damit wird der gesamte radikale Punkt dieser Theorie freigesetzt – Bedeutung kommt einem Gegenstand erst im Akt des Sprechens bei. Er (der Gegenstand) konstituiert sich durch diesen, eben aufgrund seiner Position in einer übergeordneten Struktur der Sprache.

Diskursanalyse und Strukturalismus

Foucault selbst, antwortete in einem Interview auf die Frage hin, wie er sich den Umstand erkläre, dass er immer wieder in die Nähe sogenannter Strukturalisten gerückt würde, folgendermaßen: „Worin lag der eigentliche Konvergenzpunkt? In einem gewissen Nachdruck die Frage des Subjekts neu zu stellen, sich von dem Grundpostulat zu befreien, dass die französische Philosophie – seit Descartes und verstärkt durch die Phänomenologie – niemals aufgegeben hatte“. Foucault fährt fort, weitere Arbeiten von Althusser, Levi-Strauss und Lacan aufzuzählen, die damals auch unter dem Begriff des Strukturalismus gesammelt wurden, um schließlich mit dem Satz abzuschließen: „Doch der Strukturalismus oder die strukturelle Methode dienten

allenfalls als Ausgangspunkt oder als Bestätigung für etwas viel Radikaleres: die Infragestellung der Theorie des Subjekts“ (Interview Trombadori – Foucault 2008: 1598).

Für Foucault – und in diesem Punkt überschreitet er eindeutig jedwedes Suchen nach einer eindeutigen Struktur – war die Frage, ob die Aussage nun in einem homogenen Raum von Bedeutung eingebettet ist, oder sie umgekehrt diesen definiert, mehr oder weniger uninteressant. Entscheidend für eine Aussage sind die ihm zugrundeliegenden Formationsregeln. „Weder gibt es einen homogenen, gegen die Aussagen indifferenten Raum, noch existieren Aussagen ohne Lokalisierung“ (Deleuze 1987: 14)

Das heißt, für eine Analyse eines Diskurses ist es somit nicht relevant, nach eben jenen allgemeinen Regeln einer Grammatik zu suchen, die auf eine, wie auch immer dem Subjekt übergeordnete Struktur verweisen, sondern das Aussagen selbst als Mannigfaltigkeit an Strukturen und Systemen bestehen, die sich gegenseitig verknäppern, begrenzen und überschreiten (vgl. Deleuze 1987: 15).

„Wenn man an die Stelle der Suche nach dem Totalitären die Analyse der Seltenheit, an die Stelle des Themas der transzendentalen Begründung die Beschreibung der Verhältnisse der Äußerlichkeit, an die Stelle der Suche nach dem Ursprung, die Analyse der Häufungen stellt, ist man ein Positivist, nun gut ich bin ein glücklicher Positivist...“ (Foucault 1971: 182).

Relativismus vs. Rationalismus

Und genau in diesem Punkt unterscheidet sich Foucault von anderen Diskurstheorien. Es ist kein Diskurs, wie dieser im deutschen Sprachraum im Kontext habermasscher rationaler Kommunikation terminologisiert wird (vgl. Schneider 2004: 88; Gerhard/ Link/ Parr 2004: 117), nämlich als „dominant rationellen Austauschs von Argumenten bei Ausblendung aller empirischen Bedingungen“ (Parr 2008: 234). Also kein, wie auch immer geartetes Handeln nach den Prämissen einer zwanglos zwanghaften Form von Wahrheitsfindung, oder jenen des besseren Arguments (vgl. Habermas 1981). Sondern ein komplexes Verhältnis verschiedener diskursiver Ordnungen, die sich in einem offenen Spiel gegenseitig beeinflussen, begrenzen und affizieren. Ein Heteroklit, der keiner geometrischen oder gesetzlichen Dimension möglicher Ordnungen angehört (vgl. Foucault 1980: 20). Eine Aussage determiniert sich daher

nicht durch das rationale Gehalt, die Schwere an Bedeutung die sie *von sich aus* zu besitzen scheint, sondern verändert, gemäß dem mit ihr assoziierten Raum, ihre inneren Variationslinien (vgl. Deleuze 1987: 16).

Worin liegt nun der konkrete Unterschied dieser beiden Theoreme; während der schlaue Franzose die Vernunft zwar nicht leugnet, ihr aber einen bescheideneren Platz zuweist und nur als eine von vielen Kräften sieht, die sich im Spiel der Wahrheit befinden, glaubt Habermas im Lichte einer hegelschen Teleontologie noch an den Sieg des vernünftigen und souveränen Subjekts. Die Verdammten dieser Erde, so könnte ein Schluss aus dem Diskurskonzept von Habermas lauten, hätten wohl das Debattieren nicht erlernt. Foucault verweist uns jedoch durch Begriffe wie „Häufungen“, „Seltenheit“ und „Äußerlichkeit“ darauf, dass dem Diskurs die Wahrheit nicht gleichsam gegenüber steht und er sich ihrer - wie einem Werkzeug - nur bedienen muss. Sondern, dass die Wahrheit selbst nicht mehr ist, als ein Ensemble assoziierter Aussagen mit *Gewicht*, die gemeinsam einen nicht-abschließbaren Diskurs bilden. In diesem Punkt sollte Foucault nicht falsch verstanden werden, zwar sieht er das, was als Wahrheit bezeichnet wird, bloß als ein Element, in einem sich verändernden Gefüge von Elementen an. Gleichwohl zweifelt er nicht daran, dass dieses relative Element seine Wirkungen tatsächlich entfaltet.

„Wichtig ist, so glaube ich, daß (sic!) die Wahrheit weder außerhalb der Macht steht, noch ohne Macht ist... Die Wahrheit ist von dieser Welt; in dieser wird sie aufgrund vielfältiger Zwänge produziert... Jede Gesellschaft hat ihre eigene Ordnung der Wahrheit, ihr(e) »allgemeine Politik« der Wahrheit: d.h. sie akzeptiert bestimmte Diskurse, die sie als wahre Diskurse funktionieren lässt; es gibt Mechanismen und Instanzen, die eine Unterscheidung von wahren und falschen ermöglichen und den Modus festlegen, in dem die einen oder anderen sanktioniert werden [...]“.
(Foucault 1978: 51f)

Bevor wir hier jedoch schon allzu voreilig in den Bereich der Machtverhältnisse und seiner Bedingungen vorrücken, wollen wir einen Schritt zurückgehen und einen präziseren Blick auf das werfen, was hier gemeinhin als Aussage bezeichnet wird. Wie kommen den Sätzen solche Wirkungen bei, dass sie es schaffen, Kriege vom Zaun zu brechen, Revolten durch Brandreden auszulösen oder in Debatten an den Kopf geworfen zu werden.

2.1. Vom Akt des Sprechens zum Diskurs

Somit kommen wir zu einem weiteren Aspekt foucaultscher Diskurstheorie, nämlich zu dem Akt des Sprechens selbst; „die materielle Wirklichkeit des Diskurses als gesprochenes und geschriebenes Ding“ (Foucault 1977: 6). Wie kommt es nun, dass gewisse Bedeutungen die den Gegenständen beikommen, mehr „Wahrhaftigkeit“ besitzen als andere. Welche Prämissen müssen erfüllt, welchen Ansprüchen Genüge getan werden, um sich „im Wahren“ zu befinden? In gewisser Hinsicht steht Foucault gerade bei seinen früheren Arbeiten, wie „die Ordnung der Dinge“ (1974), oder auch in der „Archäologie des Wissens“ in einem Nahverhältnis mit John Austin (1962) und dessen Konzept der Sprechakttheorie, entwickelt es aber im entscheidenden Punkt weiter.

John Austin und Michel Foucault

Grundlegend bei der Betrachtung sprachlicher Äußerungen, laut Austin, ist das Gelingen eines konstativen Aktes, also einer äußerlichen Geste, die in einem formalen Rahmen das Zustandekommen einer (wahren) Aussage garantiert. Für Austin war das Gesagte eines Schauspielers während einer Theateraufführung keine konstative Äußerung, da nicht davon ausgegangen werden kann, dass hier ein Mensch etwas Wahres sagen will, wie etwa „Es regnet“, wenn tatsächlich Regen fällt. Demgegenüber stellte Austin den performativen Akt, der keine Tatsachen berichtet oder feststellt, sondern durch eine Äußerung eine Handlung vollzieht und durch eben diese Handlung Tatsachen schafft: „to say ‚i promise to...‘ is the act of making a promise“ (Austin 1970: 23). An diesem Punkt durchkreuzt die Diskursanalyse eine klassische Hermeneutik. Anstatt die Aussagen auf ihre Sinnhaftigkeit hin zu untersuchen, oder gar passendere Termini, genauere Synekdochen zu finden, sucht Foucault nach den Gesetzen hinter den Handlungen, die eben jenen konstativen Formationen des Wissens, die er „Episteme“ (Foucault 1974) und später „Diskurs“ (Foucault 2002) nannte, ihre Macht verleihen. Was verleiht dem Versprechen die Kraft, dass es angenommen wird?

„Welche Bedingungen hatte Linne zu erfüllen, um seinen Diskurs nicht nur kohärent und in Allgemeinen wahr zu machen, sondern ihm in der Zeit, in der er geschrieben und aufgenommen wurde, Wert und praktische Anwendung als wissenschaftlichen Diskurs – oder, genauer, als naturgeschichtlichem, ökonomischem oder grammatischen Diskurs zu geben?“ (Foucault 1974: 14)

Wie formiert sich diese epistemologische Ebene von denen die Individuen überwältigt und beherrscht werden (vgl. Foucault 1974: 14). Die Frage nach den Bedingungen, die letztlich Verantwortung tragen für die Wirkung einer Aussage; die Wende vom Blick des Wahren und Falschen einer konstativen Aussage, hin zu den per-/lokutionären Akten, den Performativen ist Foucaults Leistung und behütet ihn gleichzeitig vor metaphysischen Spekulationen.

Indem er die Wirkungen eines Diskurses freilegt, gelangt er letztlich auch zu den konstativen Ereignissen, die seiner Formation zugrunde liegen. Wie Rabinow und Dreyfuss (vgl. 1994: 71-85) zeigen, ist es eben jene Wende, die Foucault und mit ihm die „Archäologie“ in diesem Punkt von einer „klassischen“ Sprechakttheorie abheben, da er zwar seriöse Sprechakte untersucht (d.h. Aussagen, die in diesem Sinne konstative Eigenschaften besitzen), diese Aussagen selbst jedoch nicht mehr als seriös behandelt. Während also Habermas die „ideale Sprechsituation“ formuliert, einen „idealistischen Fetisch“ (vgl. Žižek 1998: 130) in der Menschen so tun müssten, als gäbe es keine Störungen, keine Grenzen, verlässt Foucaults Denken diesen gefährlichen Pfad eines transzendental/ empirischen Doppels, dessen Ziel letztlich immer eine Exegese des Menschen-an-sich ist, sodass er - gleich einem Strukturalisten – seinen Blick auf ein Ensemble von Elementen werfen kann. Er will uns sozusagen den Traum greifbar machen, der uns Tag für Tag heimsucht.

Gleichzeitig eröffnet uns der Diskurs die gefährliche Seite, die Ambiguität des gesprochenen Wortes, in dem er, gemäß seiner inhärenten normativierenden Kräften, Kontrolle über das ausübt, was gesagt werden kann. Denn wie kann „ich“ – „mich“ qualifiziert *über etwas* äußern, wenn nicht aufgrund eines Aktes, der „mir“ Bedeutung gibt und dem „ich“ Bedeutung verleihe. Diskurse entsprechen demgemäß Produktionsinstrumenten die erstens ihren eigenen Regeln gehorchen und zweitens die Dinge materialisieren (vgl. Parr 2008: 234). Das heißt, es wäre falsch zu sagen, der Diskurs würde ein rein linguistisch-semiologisches Licht auf Sprache und Sprechen werfen, denn „Diskurse bestehen zwar aus Zeichen, aber ihre Funktion ist irreduzibel

auf den bloßen Zeichencharakter“ (Kammler 1980: 193). Diskurse verweisen auf ein Regulativ, dass dem sprechenden Subjekt den Raum eröffnet, in dem eine Aussage Anerkennung findet, oder auch nicht. Indem einem bestimmten Akt eine bestimmte Geltung zukommt.

Nichts anderes tat Foucault in „Überwachen und Strafen“ (1976) und „Wahnsinn und Gesellschaft“ (1973), als die Ordnungen auf ihre Möglichkeiten hin zu analysieren. Welche Bedingungen mussten erfüllt, welchen Konditionen Genüge getan werden, um dem Akt des Sprechens eine seriöse Geltung zu verschaffen, um einer Aussage das Gewicht zu verleihen, sodass z.B. ein Arzt in einem Krankenhaus eine Diagnose stellen kann, die Anerkennung findet und gleichzeitig auch die Fülle an Autorität besitzt, sodass der Patient sich ihr unterwirft. Der Diskurs ist in diesem Sinne eine Verknappung des sprechenden Subjekts durch Prozeduren der Kontrolle des Diskurses: „es definiert die Gesten, die Verhaltensweisen, die Umstände und alle Zeichen, welche den Diskurs begleiten müssen; es fixiert schließlich, die vorausgesetzte erzwungene Wirklichkeit der Worte, ihre Wirkung auf ihre Adressaten und die Grenzen ihrer zwingenden Kräfte“ (Foucault 1977: 27). Eben diese „zwingenden Kräfte“ begrenzen die Aussage, führen zu seiner Verknappung, öffnen ein Defizit (vgl. Deleuze 1987: 11).

Diskurs und Konvention

Sprachen wir zu Beginn von der Mannigfaltigkeit von Systemen und Strukturen die Aussagen so unendlich viel Raum bereiten, dass es ein ganzes Feld an Möglichkeiten eröffnet, erleben wir hier einen zweiten Aspekt von dem was Diskurs ist, nämlich dessen Zügelung durch Rituale, Doktrinen und Dogmen (vgl. Foucault 1977: 7, 27ff). Es sind Institutionen die den Diskurs beherrschen, unter Kontrolle stellen, seine Regelmäßigkeit gewährleisten, die wiederum selbst einen Raum möglicher Aussagen produzieren, in dem ein Subjekt ein Feld an Möglichkeiten vorfindet, die es gestatten, bestimmte Handlungen auszuführen.

Diskurse verbinden in diesem Sinne also Praxen des Sprechens, des Schreibens, der Handlungen und Taten in eine relationale Ordnung von Signifikanten, die für sich

zusammen eine mehr oder weniger kohärente Totalität von Dingen konstituieren, die gesagt oder getan werden können (vgl. Torfing 1999: 300). Dies bedeutet der Diskurs ist „eine institutionell verfestigte Redeweise, insofern eine solche Redeweise schon Handeln bestimmt, und verfestigt und also schon Macht ausübt“ (Link 1983: 60). Somit durchbricht das foucaultsche Konzept des Diskurses das alte Paradigma von Leib und Seele und setzt an die Stelle eines kohärent gedachten Subjekts, einen Komplex von möglichen Akten und Ereignissen, der sich fortwährend überschreitet, zugleich aber auch eine Sedimentierung seiner eigenen Historizität beinhaltet, die dem Sprechen einen Bann auferlegt.

Zum Vergleich: ging das marxsche Denken noch von objektiven Produktionsverhältnissen aus, die – vulgär gesprochen – ihren Niederschlag in der herrschenden Kultur, d.h. im Überbau in Form einer bestimmten Ideologie fand, die Kultur somit nichts anderes war als der verlängerte Arm des Warentauschs nach kapitalistischen Prämissen, so beschreibt der Diskurs (im Singular), um es banal zu sagen, ein bestimmtes Feld von Aussagen (vgl. Parr 2008: 234; vgl. Waldenfels 1991: 285). Zweitens eine „individuelle Gruppe von Aussagen“ (Parr 2008:235; vgl. Waldenfels: 285) und schließlich eine „regulierte Praxis“ (Foucault 1971: 116; vgl. Deleuze 1987: 16), die ein gewisses Feld von Aussagen hervorbringt (Parr 2008:235; vgl. Waldenfels: 285).

Eine Diskursanalyse kann daher im oben angeführten Sinne keine einfache Ideologiekritik sein, da dies bedeuten würde, dass wir das Gesagte als bloßen Ausdruck eines Zwanges behandeln müssten, unter dem die Subjekte wie unter einer Käseglocke gefangen wären. Vielmehr haben wir es mit einem diskursiven Gewimmel zu tun, dass nicht nur aus einer Produktionsordnung zusammengesetzt ist, sondern einen multidimensionalen Komplex an unüberschaubar vielen Möglichkeiten darstellt.

Zusammengefasst lässt sich nun ein operativer Begriff von Diskurs benennen, der Sprache als nicht mehr rein kommunikatives Werkzeug erscheinen lässt, dessen wir uns auf Basis einer objektiven Einsicht bedienen und das uns einfach zur Verfügung stünde. Sondern ganz im Gegenteil, Sprache und mit ihr das Sprechen, die Wiederholung des Gesagten bedeuten Handlungen, die von jeher durchdrungen sind mit Bedeutung und Sinnzusammenhängen. Wir bewegen uns daher grundsätzlich in

einem Netz von Zuschreibungen, Einschreibungen und Beschreibungen, sind voller Geschichten und Historizität, die unser Handeln zwar nicht determinieren, aber einen intelligiblen Raum eröffnen, in dem Handeln stattfindet und durch den Handlungen dechiffriert werden.

Und zum zweiten, existiert nicht ein Diskurs, sondern Diskurse die sich aus unterschiedlichen Aussagen zusammensetzen, die für sich wiederum aus unterschiedlichen Aussagen zusammengesetzt sind. Der Diskurs um Sex, ist nicht der Diskurs um Obdachlosigkeit, und dieser wiederum ist nicht derselbe wie jener des Anderen. Jedoch können sie in Beziehung treten, Verbindungen eingehen. In diesem Sinne ist die Artikulation, die Aussage diskursive Praxis. „Mir scheint, daß (sic!) die historische Analyse des wissenschaftlichen Diskurses letzten Endes Gegenstand nicht einer Theorie des wissenden Subjekts, sondern vielmehr einer Theorie diskursiver Praxis ist“ (Foucault 1980: 15).

Die Theorie diskursiver Formationen foucaultscher Prägung versucht demgemäß die Herrschaft monistischer Weltbilder zu durchbrechen, das grundlegende Paradigma der Moderne, die des souveränen Subjekts zu durchkreuzen und somit ein Bild des Menschen offenzulegen, das weder auf einer Substanz, noch auf einer Essenz beruht, sondern vielmehr offen und grenzenlos ist. Gleichzeitig bedeutet dies für eine kritische Wissenschaft, dass das eigene Werk selbst teil umfassender Diskurse ist. Es gibt keinen Diskurs des Diskurses auf den Bezug genommen werden könnte, eine Superposition von der aus andere Normen, Gesetze und Rechte angerufen werden könnten (vgl. Jäger 2001: 83), um wiederum eine neue Objektivität zu beschwören.

Da hier nun eine erste Bergung eines Diskursbegriffs bzw. Diskursbegriffkomplexes gelang, soll im nun folgendem Teil ein Schritt zurückgegangen werden, um auch der Kritik den Raum zu geben, die durchaus angebracht ist, um den Verführungen des foucaultschen Œuvres nicht gänzlich zu erliegen. Am Ende werden wir, über den Umweg des Werks *Archäologie des Wissens* (1971) durch die *Ordnung der Dinge* (1977) eine finale Theorie artikulieren, die dieser Arbeit zugleich als Methode dienen soll, um das zu behandelnde Material zu analysieren.

Diskursiv – Nichtdiskursiv? Kritische Einwände.

Wenn es diskursive Praxen gibt, so muss es, dem logischen Schluss gemäß, auch nicht-diskursive Praxen geben. Dies kann mehr oder weniger als eine der kryptischsten Probleme Foucaults angesehen werden, wie wir im Folgenden noch sehen. Nun was sind also diese Praxen? In *Archäologie des Wissens* (1971) formuliert Foucault: „Diese Beziehungen [der nichtdiskursiven Praktiken] werden zwischen Institutionen, ökonomischen und gesellschaftlichen Prozessen, Verhaltensformen, Normensystemen, Techniken, Klassifikationstypen und Charakterisierungsweisen hergestellt. Das heißt, die Beziehung der diskursiven Praxen zu den Nicht-Diskursiven, entspricht einer Einkleidung der Wirklichkeit durch den Diskurs (vgl. Jäger 2001: 92). Denn so wie wir gesehen haben, ist die foucaultsche Theorie in dem Sinne struktural, in dem sie Tatsächlichkeit allein auf die Wirkungen der einzelnen Diskurse über die Gegenstände beschränkt.

Es scheint aus vielerlei Gründen problematisch zu sein, allein jede Wirklichkeit auf Aspekte des Sprechens - der Artikulation zu reduzieren, denn selbst wenn die Regeln der Formation des Diskurses ein bestimmtes Beziehungssystem herstellen, so bleibt doch die Frage, „in welcher Weise der Diskurs und seine Regeln von den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Praktiken, die sie vereinigen, abhängen“ (Dreyfuss, Rabinow 1994: 91). Wo liegt die Grenze zwischen den beiden Praktiken; gibt es überhaupt eine und wenn ja, wo und wie wird sie gezogen?

Wie wir sehen werden, ist das Werk Foucaults hier nicht eindeutig. Foucault umschreibt in *Archäologie des Wissens* (1971) einen Diskurs, dem eine gewisse Regelhaftigkeit, eine Autonomie gegenüber allen anderen Praxen zugrunde liegt. In diesem Sinne ist es der Diskurs selbst, der die Beziehung zwischen den verschiedenen Elementen herstellt und ihnen die Stabilität verleiht, um sie in konstanter Weise anzuwenden (vgl. Foucault 1971: 80). Dementsprechend ist es dem klinischen Diskurs eigen, jene Regeln zu bestimmen, in denen Aussagen als klinisch anerkannt werden. Dies würde dann aber auch bedeuten, dass dem Diskurs eine Art von Vorrangstellung beikommt, die es ihm erlaubt, nicht-diskursive Praktiken zu benutzen (vgl. Dreyfuss; Rabinow 1994: 92). Das heißt, dass es einerseits nicht-diskursive Praxen gibt, als Realität die außerhalb gesellschaftlicher Sinnproduktion stattfindet und andererseits,

dass diese Realität, obwohl sie wirkungsvoll ist, durch das diskursive Geflecht zugleich verdeckt, aber auch erzeugt wird. Paradox nicht? Aber welches Außen, welches Nicht-Diskursive soll das sein, dass Außen des klinischen Diskurses wird wohl nicht dasjenige sein, dass den Diskurs des Architekten bei der Planung eines Hauses umschließt. Handelt es sich um Wissensordnungen oder Redeordnungen, sprechen wir von einem Meta-Diskurs, oder von Diskursen mit je eigenen äußerlichen Nichten?

Waldenfels (1991) attestiert Foucault in diesem Punkt, dass er sich in eine gewisse Sackgasse manövriert habe: „Es ist nicht einzusehen, warum irgendein Bereich von der Funktionalität verschont sein soll, die Foucault einseitig von der Aussage her entwickelt.“ (291). Denn würde Foucaults These berechtigt sein, das heißt, käme dem Diskurs tatsächlich eine allumfassende Macht bei, so wäre es absurd, Diskurse weiterhin als spezifische Eigenarten gängiger gesellschaftlicher Praktiken zu verstehen, man könnte stattdessen, von einem großen kontinuierlichen Text sprechen (ebd. ff). Die Behandlung nicht-diskursiver Praxen wäre hinfällig, jede Differenzierung menschlichen Sprechens und Tuns überflüssig, da die Texte letztendlich für sich selbst sprächen und die Gesetze bilden, denen sie angehören. Die Aussage wäre sozusagen eine omnipotente Macht, gleich der Stimme Gottes, die es vermag, die Dinge in die Welt zu sprechen und ihr eine Systematik zu verleihen. Laclau schlägt mit seiner Kritik in eine ähnliche Kerbe:

„Unter den ‘Diskursiven’ verstehe ich nichts, was sich im engen Sinne auf Texte bezieht, sondern das Ensemble der Phänomene gesellschaftlicher Sinnproduktion, das eine Gesellschaft als solche begründet. Hier geht es nicht darum, das Diskursive als eine Ebene oder eine Dimension des Sozialen aufzufassen, sondern als gleichbedeutend mit dem Sozialen als solchem (...) Folglich steht nicht das Nicht-Diskursive dem Diskursivem gegenüber, als handle es sich, um zwei verschiedenen Ebenen, denn es gibt nichts Gesellschaftliches, das außerhalb des Diskursiven bestimmt ist. Die Geschichte und die Gesellschaft sind also ein unabgeschlossener Text.“ (Laclau 1981: 176)

Denn worin läge der Sinn einer Unterscheidung, wenn sie für die Analyse letztlich unerheblich bliebe, ihr sogar im Kern ein Außen gegenüberstellt, das völlig unverbindlich ist. Da Foucault Handlungen nicht als in sich abgeschlossene Entitäten behandelt, sondern von tradierten Formen des Handelns ausgeht, von „diskursiven

Einheiten“, die verschiedenen Zusammenhängen aus ökonomischen, technologischen, wirtschaftlichen, politischen, etc. Aspekten ausgesetzt sind, bleibt er letztlich in der Archäologie des Wissens (1971) in einem abgeschlossenen Raum stecken. Der Diskurs frisst sich scheinbar selbst, wie die Schlange die sich in den Schwanz beißt, da es ihm so nicht gelingen will, die Produktivität diskursiver Praxen letztlich zu klären. Übrig bleibt ein *Circulus vitiosus*; Regeln die in sich ihre Entstehung und Anwendung beherbergen und zugleich auch den Sinn ihrer Produktivität abdecken müssen (vgl. Waldenfels 1991: 292).

Es gibt keinen Unterschied zwischen Handlungen und Äußerungen, alles scheint aufzugehen, in den inneren Funktionsweisen, die den Diskurs bestimmen; das Nicht-diskursive wird somit irrelevant, hört auf Wirkungen zu zeitigen (vgl. Bublitz 1999: 82-115). Alles erscheint als einzige große „Fabrik zur Herstellung unterwerfener Subjekte“ (Kammler 1986: 170), als jenes komplexe Netz aus unterschiedlichen Elementen - Mauern, Raum, Institutionen, Regeln, Diskursen“ (Foucault 1976: 102), die zur gesamten „zivilisierten“ abendländischen Gesellschaft werden. Die Artikulation wäre in diesem Sinne auch nicht mehr *sui generis* (vgl. Kneer 1996: 221), wie dies von Foucault selbst implizit angedacht war, sondern würde durch das strukturelle Gewebe des Diskurses determiniert werden.

Dieses „Dilemma“ (Waldenfels 191: 293) Foucaults kann auch darauf zurückgeführt werden, dass er den Diskurs als Äußerlichkeit, als etwas dem Subjekt Äußerlichem konzipieren wollte, um der wahrscheinlich in seinen Augen noch größeren Misere einer neuerlichen Zentrierung des Subjekts zu entgehen:

„Man muss nicht vom Diskurs in seinen inneren und verborgenen Kern eindringen, in die Mitte eines Denkens oder einer Bedeutung, die sich in ihm manifestieren. Sondern vom Diskurs aus, von seiner Erscheinung und Regelmäßigkeit aus, muss man auf seine äußeren Möglichkeitsbedingungen zugehen; auf das was der Zufallsreihe dieser Ereignisse Raum gibt und ihre Grenzen fixiert“ (Foucault 1977: 37) .

Es scheint daher schwer zu sein, eine Position zu finden die beides, das Diskursive wie auch das Nicht-Diskursive, verbindet. Laclau/ Mouffe (2000: 143) verwerfen in ihrer Arbeit die Unterscheidung Diskursiv und Nicht-Diskursiv mit der Begründung, „daß (sic!) [...] jedes Objekt insofern als Objekt eines Diskurses konstituiert, als kein

Objekt außerhalb jeglicher diskursiver Bedingungen des Auftauchens gegeben ist [...].“

Foucault wehrt sich dagegen alle „Gegenstände ohne Beziehung zum Grund der Dinge [zu] definieren“ (Foucault zitiert nach Jäger 2001: 93), wendet jedoch auch ein, „daß das Feld der Aussagen nicht als eine *Übersetzung* von Operationen oder Prozessen beschrieben“ werden kann, „die sich anderswo abwickeln“ (Foucault 1971: 83). Mit dem „Anderswo“ bezieht sich Foucault auf das Denken, das Bewusstsein, dem Unbewussten, oder einer anderen Sphäre der transzendentalen Konstitution (vgl. Bublitz 1999: 97), die wiederum ein *cogito* reanimieren würde. Wir sehen also, dass es sich hier um einen sehr enigmatischen Bereich im Denken Michel Foucaults handelt. Das Nicht-Diskursive sollte wohl der Versuch sein, das Diskursive nicht gänzlich in sich selbst zu verorten, da dies, wie wir nun wohl ausreichend gesehen haben, zu einem Mehr an Sackgassen und Irritationen führt.

Bevor hier das Nicht-Diskursive gänzlich verworfen und aus der Analyse ausgeschlossen wird, soll ein ganz besonderer Punkt an der diskursiven Produktion aufgegriffen werden, der uns später bei Judith Butler noch einmal als gar nicht so uninteressant wiederbegegnet. „Wenn eine diskursive Formation sich als ein begrenztes ‚positives‘ Feld von Aussagen und Häufungen beschreiben läßt (sic!), so ergibt sich umgekehrt, daß (sic!) mögliche andere Aussagen, Fragestellungen, Blickrichtungen, Problematiken usw., dadurch ausgeschlossen sind“. (Link; Link-Heer 1990: 90). Für die Fragestellung dieses Textes bedeutet dies, wenn ich eine Aussage über Obdachlosigkeit tätige, was geschieht mit mir selbst? Was bewirken die Sätze und produzieren sie, wenn ich einen Gegenstand nur als diesen Gegenstand wahrnehme? Muss etwas sagbar sein, damit es diskursiv verwertet werden kann, oder produziert ein Diskurs Felder des Unsagbaren, die sich den Subjekten, eben gerade durch ihre Nicht-Diskursivität entziehen. Zu diesem Zeitpunkt sollen diese Fragen noch Ruhen, bevor wir uns ihnen später wieder zuwenden.

Gibt er den Diskursen im oben angeführten Zusammenhang also noch jene Eigenschaft eines scheinbar Geschlossenen, öffnet er den Diskurs an anderen Stellen, wenn er dessen Transformation beschreibt. In der Ordnung des Diskurses (1977) formuliert Foucault methodische Prinzipien nach denen Diskurse analysiert werden sollten und

die wiederum dazu dienen, die weiter oben angeführten Fallstricke zu umgehen und später Mithilfe Judith Butlers aufzulösen.

2.2. Theorie einer Diskursanalyse

„Die Diskurse müssen als diskontinuierliche Praktiken behandelt werden, die sich Überschneiden und manchmal berühren, die einander aber auch ignorieren und ausschließen“ (Foucault 1977: 36f), schreibt Michel Foucault und temporalisiert damit die Aussagen, führt Brüche und plötzliche Wendungen ein.

1. Als-ob

Die Ordnung der Dinge wird wieder zur Ordnung, die sich erst anordnen muss, die keiner großen Struktur angehört, oder einem allumfassenden Gesetz. Dies bedeutet für die Analyse diskursiver Einheiten, dass sie als also-ob Einheiten zu behandeln sind; das Objekt der Diskurse existiert demnach nicht für sich, sondern „unter den positiven Bedingungen eines komplexen Bündels von Beziehungen“ (Foucault 1971: 68). Gleichzeitig verweist der Diskurs auf ein Verhältnis der Möglichkeiten, auf Bedingungen die seiner Konstitution vorausgehen, auf Ereignisreihen die sich materiell verwirklichen (vgl. Foucault 1977: 39) und in Verhältnisse zueinander treten.

Die Analyse muss demgemäß äußerlich bleiben, denn der Preis einer allgemeinen Formulierung wäre die Beschreibung einer Totalität, widerspräche somit also der nicht aufeinander reduzierbaren Einzelereignisse (vgl. Frank 1989: 419), „jenseits empirisch handelnder und sprechender Subjekte“ (Bublitz 1999: 100). Der Fehler einer solchen Analyse käme der Absurdität gleich, das grundlegende Weiß einer Leinwand zu beschreiben und dabei zu glauben, es wäre dafür verantwortlich, welches Bild auf ihr gemalt wurde, oder gemalt werden könnte.

2. Mannigfaltigkeit und Verknappung

Um einen weiteren Schritt auf dem Weg zu einer Theorie zu setzen (und um auch den Begriff des Ereignisses zu erhellen), wollen wir nun noch einmal, einen Blick auf die Aussage werfen. Wir haben gemäß der foucaultschen Vektoren festgestellt, dass die Aussagen einer Mannigfaltigkeit, wie einer Verknappung unterliegen. Mannigfaltig hinsichtlich der hermeneutischen Interpretationsmöglichkeiten der Begriffe; das Substantiv „die Obdachlosen“ unterliegt einer irreduziblen Modulation an diskursiven Deutungen. So sei hier als Beispiel darauf verwiesen, was Laclau/Mouffe (2000) unter Antagonismen verstehen. Die Bedeutung des Wortes Kommunismus bekommt je nach Assoziierung mit einem anderen Begriff auch ein anderes Signifikat. Die Kette Kommunismus-Stalin könnte so auf den Gulag verweisen, während uns Kommunismus-Egalitarismus auf eine gänzlich andere Fährte locken würde. Demgemäß ist die Aussage „nicht ablösbar von einer inhärenten Variation, aufgrund derer wir uns niemals innerhalb eines Systems befinden, sondern unaufhörlich von einem System ins andere übergehen“ (Deleuze 1987: 14). Die Aussage überschreitet sich selbst, das sprechende Subjekt ist nicht Herr der Worte, die es ausspricht, kann sich nicht sicher sein, welcher Sinn dem Satz entgleitet, wie die Bewegungen gedeutet und die Propositionen interpretiert werden. Ein Satz muss ein Wollen bekunden, kann dies aber nur zum Preis der Überschreitung seiner Intention tun.

Gleichzeitig ist jede Aussage mit einer Verknappung (`rariete`) verbunden. Die Ereignisreihen entwickeln eine Affirmationskraft, binden die Begriffe an Bedeutungen, weisen einen Sinn zu (vgl. Foucault 1977: 48). Sie unterliegen daher einer Regelhaftigkeit. Die Aussage ist nicht nur der einfache Satz, die Proposition, sondern umschließt einen homogenen Raum, zieht Grenzen, „weil sie die Funktionen des Subjekts, die Funktionen des Objekts und die Funktionen der Begriffe als ihre „Ableitungen“ mitumschließen“ (Deleuze 1987: 19). Es ist eine bestimmte imaginäre Welt, diese „Fluten an Ausländern“. Es liegt ihr ein bestimmter Diskurs zugrunde; diese Welt besitzt eine Regelhaftigkeit, eine Disziplin; sie umschließt den Raum des sprechenden Subjekts, wodurch er [der Raum] schließlich „knapp“ wird.

„Gewiß (sic!) ist das Ereignis weder Substanz noch Akzidens, weder Qualität noch Prozeß (sic!); das Ereignis gehört nicht zur Ordnung der Körper. Und dennoch ist es keineswegs immateriell, da es immer auf der Ebene der Materialität wirksam ist, Effekt ist; es hat seinen Ort und besteht

in der Beziehung, der Koexistenz, der Streuung, der Überschneidung, der Anhäufung, der Selektion materieller Elemente; es ist weder der Akt noch die Eigenschaft eines Körpers; es produziert sich als Effekt einer materiellen Streuung in ihr. Sagen wir, daß (sic!) sich die Philosophie des Ereignisses in der auf den ersten Blick paradoxen Richtung eines Materialismus des Unkörperlichen bewegen müßte (sic!).“ (Foucault 1977: 40)

Verknappung und Mannigfaltigkeit beschreiben demgemäß Dehnungen, deren ein Ereignis durch die Form und Art seiner Interpretation ausgesetzt ist. Ein Effekt aus Differenz und Wiederholung, der sich durch sich, mit sich und aus sich heraus zu beschreiben versucht. Man muss sich nur kurz in die Situation vor Gericht versetzen. Kläger und Angeklagte stehen sich gegenüber vom Wunsch beseelt, eine *gewisse* Schuld, oder Unschuld zu beweisen. Jede Partei wird versuchen, den zu verhandelnden Tatbestand so zu deuten, jedes Wort so auszulegen, damit es ihren Zielen nützt. So können bestimmte Passagen der Aussage eines Angeklagten zu seinem Vorteil, wie auch zu seinem Nachteil verwandelt werden. Die Amphibolie/Ambiguität, oder wie es in der Psychologie heißt Ambivalenz des gesprochenen Wortes entzieht Bedeutung, ist aber zugleich auch Angriffspunkt, um einen Gegenstand Bedeutung zu geben. Demgemäß könnte Verknappung und Mannigfaltigkeit auch mit analytischer Produktivität und konzeptioneller Unschärfe transponiert werden; im ersten Fall wird versucht, einer vieldeutigen Aussage Eindeutigkeit zu verleihen, im Zweiten ist es genau umkehrt, ein eindeutiger Satz stellt sich als mehrdeutig dar (vgl. Berndt; Kammer 2009: 7ff).

Genau aus diesem Grund erkannte auch Foucault, dass das Metier des Archäologen beschränkt war, und ersetzte es - in Anlehnung an Nietzsche - durch das Konzept der Genealogie. War der Archäologe noch jemand, der nach dem Ursprung eines Diskurses in den Ruinen seiner vorgeblichen Genese suchte, ist der Genealoge der, dessen Blick auf den Verwandtschaftsbeziehungen unter den Diskursen verweilt. Folglich schreibt er: „Die Kritik analysiert die Prozesse der Verknappung, aber auch der Umgruppierung und der Vereinheitlichung der Diskurse; die Genealogie untersucht ihre Entstehung, die zugleich zerstreut, diskontinuierlich und geregelt ist“ (Foucault 1977: 45). Er wendet sich gegen jedes teleologisches Weltbild, in der Geschichte als Kausalität, als Prinzip von Ursache und Wirkung gedeutet wird, aber auch gegen

teleontologische Konzepte wie jene Hegels, oder Marx in denen ein endlicher Geist, den Kategorien einer unendlichen Vernunft gehorcht.

3. Genealogisch

Die Genealogie kritisiert die Annahme jedweder Seins-Quelle, die einheitliche monolithische Betrachtung von Geschichte und ihres Fortschritts, aber auch die Fiktion eines ahistorischen Subjekts. Sie will an dieser statt, Geschichte als Auftauchen und Verschwinden verschiedener Diskursformationen betrachten. Dementsprechend tritt eine positivistische Vorstellung von der Herkunft verschiedener Machtkonstellationen anstelle kausaler Zusammenhänge (Bublitz 1999: 100f). Die genealogisch aufgefasste Historie will nicht die Wurzeln unserer Identität wiederfinden, vielmehr möchte sie [...] alle Diskontinuitäten sichtbar machen, die uns durchkreuzen“ (Foucault 1977: 106). Somit vertritt Foucault einen historischen Nominalismus, der sich gegen das Allgemeine wendet, indem er ihre Singularität zeigt, keine metaphysische Epistemologie der Dinge entwirft, sondern deren - als selbstverständlich hingenommene - Diskrepanz aufweist (vgl. Lemke 1997: 337).

Diskursanalyse ist somit „[...] die Suche nach der Formation, Deformation und Transformation historisch differenzierter und variabler Ordnungen“ (Waldenfels 1991: 278).

Für eine Analyse des Begriffs der Obdachlosigkeit *jenseits der Straße* bedeutet dies, dass das erstmalige Auftauchen des Begriffs des *Clochards* etwa, nichts damit zu tun haben muss, wie er in einem zeitgenössischen Kontext zur Verwendung kommt; dass Zeitzeugenberichte der 50er Jahre nicht dem entsprechen werden, können und müssen, was sich 2013 in Wiens Zeitungen abspielt. Der Archäologe würde in den Begriff eintauchen, ihn quasi von innen heraus auf seine Bedeutsamkeit abklopfen, um ein Zeichen zu bergen, das sich durch die Geschichte erhalten hätte. Der Genealoge hingegen versucht, das Netz der Variablen aufzuzeigen, die Bruchlinien zu filtern, Ereignisse zutage zu fördern, die einem gewissen Begriff (in unserem Fall Obdachlosigkeit) seinen Sinn oder Unsinn verleihen.

3. Der Diskurs $\neq$ das Subjekt?

Definition „Subjekt“ (Foucault 1999: 166):

- „vermittels Kontrolle und Abhängigkeit jemanden unterworfen sein“
- „durch Bewußtsein (sic!) und Selbsterkenntnis seiner eigenen Identität verhaftet sein“

Im nun folgenden Kapitel wollen wir das Problem des Subjekts weiter begutachten und in das Zentrum der Aufmerksamkeit rücken. Haben sich in vorangegangenen Kapiteln die Konturen der Formationsregelmäßigkeiten diskursiver Ordnungen abgezeichnet, so soll das folgende Kapitel zeigen, welche Wirkungen diese Diskurse auf die Körper haben. Wie verläuft die Subjektivation und welche Konsequenzen ergeben sich dadurch für die *conditio humana* auf eine bestimmte Art der Appellation als Subjekte ins Leben gerufen zu werden. Es ist eine Frage nach den Machtverhältnissen, der produktiven Kraft der Diskurse und den impliziten Ausschlussverfahren, man könnte sie auch Techniken nennen, die einer bestimmten Identität zugrunde liegen und diese dadurch möglicherweise auch an einen bestimmten Modi bindet. Hat das vorige Kapitel in diesem Sinne den Fokus auf die Maschen der Macht gelegt, wird das nun Folgende in die Tiefen der äußeren Ränder vorstoßen. Dazu werden die Thesen und Gedanken Judith Butlers, mit denen von Michel Foucault in Verbindung gesetzt, um schließlich daraus eine Theorie des Ausschlusses zu *nähen*, die für die späteren Untersuchungen zur Anwendung kommt.

Wir haben festgestellt, dass Michel Foucault seriöse Sprechakte nicht als seriös behandelt (vgl. Rabinow und Dreyfuss 1994: 71-85), da es nicht ein konkreter Inhalt an Bedeutung ist, der seinen Blick interessiert, sondern die Genealogie seiner Wirkung. Weiters konnte gezeigt werden, dass Diskurse bestimmten Ordnungen angehören, die zwar in sich nicht geschlossen sind, jedoch Effekte ausüben, die die Subjekte bindet und ihnen ethisch, religiöse, medizinische, ökonomische, politische etc. Regeln auferlegen. In diesem Sinne sind Diskurse Redeweisen, denen immer schon ein Machtverhältnis innewohnt. Wir konnten auch sehen, dass der eine alles bestimmende Meta-Diskurs nicht existiert, insofern er zwangsläufig immer auf eine absolute, abgeschlossene Entität verweist, die sich die einzige Wahrheit nennt. „Die Macht“ existiert nicht, sondern ist historisch-konkrete Geflecht aller positiv

empirischen Machtbeziehungen“ (Link; Link-Heer 1990: 91). Es ist eine Vielzahl an unterschiedlichen Diskursen und Wahrheiten die sich gegenseitig affizieren, verknappen und überlappen. Ein „diskursives Gewimmel“ (Jäger 2001) mit unterschiedlichen Kräfteverhältnissen.

In diesem Sinne könnte gesagt werden, dass Judith Butler diese Einsicht atomisiert, sie seziert den Sprechakt, um die reflexiven Möglichkeiten des Subjekts anhand der Handlungsweisen darzulegen, bzw. zu zeigen wie das Ansprechen, das Subjekt konstituiert. An Foucault anschließend, denkt Butler Sprache als materielles Produktionsmittel von Machtverhältnissen, überschreitet diesen, wie wir noch sehen werden, in ihrer radikaleren Auslegung der Implikationen die sie aus ihren diskurstheoretischen Überlegungen gewinnt.

„Wir tun Dinge mit der Sprache, rufen mit der Sprache Effekte hervor, und wir tun der Sprache Dinge an; doch zugleich ist Sprache selbst etwas, was wir tun. Sprache ist ein Name für unser Tun, d.h. zugleich das, „was“ wir tun (der Name für die Handlung, die wir typischerweise vollziehen) und das, was wir bewirken; also die Handlung und ihre Folgen“ (Butler 1998: 18)

Dieses Zitat aus dem Buch „Haß spricht“ zeigt den radikal konstruktivistischen Anspruch ihrer Philosophie. Wie Michel Foucault sieht auch sie in der Sprache eine Matrix, ein Gebärdendes, das sich über das gesprochene Wort hinaus in unsere Körper schleicht, Machtverhältnisse produziert und Effekte zeitigt. Beide Autoren verfolg(t)en ein ähnliches Programm, nämlich die Delegitimation von absolut gefassten Wahrheiten; während Foucaults Augenmerk hierbei stets auf den äußeren Maschen der Macht verweilt blieb (man denke an zentrale Topoi wie „Wahrheitsregime, „Episteme“), scheut Butler, wie wir später noch sehen werden, nicht davor zurück das Gewissen zu befragen, wenn sie den Spuren von dem nachgeht, was sie „Subjektivation“ nennt.

Wie das oben angeführte Zitat zeigte, bedeutet Sprechen Handeln. Handlungen sind nicht nur auf rein körperliche Tätigkeiten beschränkt, wie das Bauen eines Tisches, sondern auch das Bezeichnen der Dinge stellt eine Form von Handlung dar. Um es überspitzt zu formulieren: zu sagen, „das ist eine Frau“ bedeutet in Butlers Denken so viel wie „das ist ein Tisch“. In beiden Fällen *bedeutet* das Tun des Sprechens den Gegenstand, den es hervorbringt. Im Kontext feministischer Theorien wird deswegen

auch von einem „linguistic turn“ gesprochen, da mit ihrem Werk „das Unbehagen der Geschlechter“ (1991) der Brennpunkt weg von ökonomischen und klassentheoretischen Überlegungen, hin zu kultur- und sprachtheoretischen Ebenen verschoben wurde (Krämpf 2006; Krämer 2001; Villa 2003). Bewegten Fragen nach gleichem Wahlrecht und Selbstbestimmung die emanzipatorischen Bemühungen der früheren feministischen Bewegungen bis in die 70er Jahre des 20. Jahrhunderts, so könnte man heute im Lichte Butlers sagen, müsste eine solche Bewegung (sofern es jemals eine homogene feministische Bewegung gab) fragen, welche Grenzen ein „Ich“ überhaupt akzeptiert, was dieses „ich“ ist/ wird, wenn es sich solche Fragen zu eigen macht, welche Normen es wiederholt und welchem Zwecke diese dienen (vgl. Butler 1995: 29ff). Butlers Fragen sind Fahrten die weder gegen ein Außen noch ein Innen anlaufen, sondern an einem seltsamen Punkt siedeln, der nur allzu oft das auflöst, was am Anfang der Frage stand.

Performativität

Um Butlers Sicht auf die Sprache zu klären (und um es nicht bei Beispielsätzen zu belassen) wollen wir daher nun einen Blick auf das werfen, was als „Performativität“ von ihr verstanden wird. In Anlehnung an John Austin (der schon früher in diesem Text erwähnt wurde) unterscheidet auch Butler zwischen perlokutionären und illokutionären Handlungen, überschreitet jedoch dieses Verhältnis, um es in dem Begriff des Performativen zusammenzuführen. In „Haß Spricht“ (1998: 11f) schreibt sie, dass der illokutionäre Akt (also der der das tut, was er sagt, in dem er es sagt) und der perlokutionäre Akt (ein Effekt der dem Sprechakt nicht angehört, jedoch Bedingung seiner Wirkung ist) vor einem Widerspruch stehen, wenn sie innerhalb einer gesamten Sprechsituation betrachtet werden.

„Die Äußerungen tun was sie sagen im Ereignis des Sagens; sie sind nicht bloß konventionell, sondern in Austins eigenen Worten „rituell, oder zeremoniell“. Sie funktionieren als Äußerungen nur wenn sie innerhalb eines Rituals auftreten, d. h. in der Zeit wiederholbar sind und damit ein Wirkungsfeld aufrechterhalten, das sich nicht auf den Augenblick der Äußerung selbst beschränkt. Der illokutionäre Sprechakt vollzieht die Tat im Augenblick der Äußerung. Da dieser jedoch ritualisiert ist, handelt es sich niemals bloß um einen einzelnen Augenblick. Der ritualisierte Augenblick stellt vielmehr eine kondensierte Geschichtlichkeit dar: er überschreitet

sich selbst in die Vergangenheit und in die Zukunft, insofern er ein Effekt vorgängiger und zukünftiger Beschwörungen der Konvention ist, die den einzelnen Fall der Äußerung konstituieren und sich im zugleich entziehen.“

Die beiden von Austin beschriebenen Akte sind also eins, sofern sie beide gleichzeitig stattfinden, sich gewissen Regeln unterwerfen, um dementsprechend überhaupt die Möglichkeit zu besitzen, Wirkungen zu entfalten. Die Anknüpfung und Überschreitung Austins durch Butler besteht daher darin, dass die Äußerung, die den Diskurs in das Sprechen holt, die Wirksamkeit dieses Sprechens nur dadurch sichert, dass er einer gewissen Form angehört. In diesem Sinne sind Sprechakte daher nur dann performativ, wenn sie Teil eines sozialen Rituals sind, das legitim ist und folglich anerkannt werden kann (vgl. Villa 2003: 28-29).

Hatte Foucault versucht historische Transformationsprozesse der Sprache zu fassen, sozusagen die Sedimentierung der Geschichte in den Begriffen durch seine Archäologie freizulegen, so versucht Butler diesen Vorgang in der Konstituierung von Subjekten weiterzudenken, ein Forschen auf molekularer Ebene, das die Subjektivierung durch Prozesse des Bezeichnens freizulegen sucht.

Dies bedeutet aber auch gleichzeitig, dass das Sprechen scheitern kann, das der Akt nicht gelingt, bzw. ihr Erfolg nicht voluntaristisch von einzelnen Personen garantiert werden kann (vgl. Villa 2003: 29). Ein Priester im 19. Jhd. hätte ein schwules Paar trauen können, doch hätte diese Trauung wohl schwerlich Anerkennung gefunden, da die Konventionalität des Aktes mehr als Ungewiss gewesen wäre. Die Trauung hätte zwar stattgefunden, hätte aber in diesem Sinne kaum Anerkennung erfahren. Der Erfolg eines performativen Sprechaktes hängt sozusagen von dem ab, was getan werden kann. Sie sind limitiert durch, wie es Foucault nennen würde, „Verknappung“, durch eine Begrenzung an Bedeutung die dem Sprechen durch seine Geschichtlichkeit auferlegt ist (vgl. Foucault 1977: 48). Wenn ein „Ich“ in diesem Sinne ein soziales Phänomen adressiert, es in ein Netz der Bedeutung zu verflechten sucht, so wird es dies immer, in Bezug zu einem Normenkomplex unternehmen, denn die Konsequenz des Scheiterns wäre der Fall ins Absurde; die Sinnhaftigkeit einer Äußerung wäre in Zweifel.

In den Worten Judith Butlers beruhen performative Sprechakte also auf einer „sedimentierte[n] Wiederholbarkeit“, die wiederum auf eine „kondensierte Geschichtlichkeit“ (Butler 1993: 124) verweisen. Demgemäß ist Performativität eine „ständig wiederholende und zitierende Praxis“ (Butler 1997: 22), die nicht allein dadurch funktioniert, dass ein Sprecher einen Willen bekundet, sondern auch dadurch, dass die Aussage selbst ein Machtverhältnis reartikuliert aus dem heraus es sprechen kann.

Eben deshalb gewinnt das Performative auch seine Selbstverständlichkeit, da es in der Wiederholung auf dechiffrierbare Rituale und Konventionen verweist, die lesbar, erkennbar, und denkbar sind. Demnach entfalten die impliziten und expliziten Normen, die das Performative regulieren, ihre Macht erst durch dieses Echo des Rückfalls, durch ihren symbolischen Effekt, den sie in der wiederholenden Praxis erlangen (vgl. Kämpf 2006: 249). Die Kraft des Performativen leitet sich nicht von einer gottgleichen Macht ab, die die Dinge ins Leben spricht, es ist vielmehr der Prozess einer solchen Macht des Diskurses, dass das, was hervorgebracht wird, gleichsam schon reguliert und normiert ist (Butler 1997: 22); keine Kausalität der Beziehungen, sondern ein Paradoxon von Zeitlichkeit (Butler 2001: 10).

Warum sollte dieser Vorgang Subjekte hervorrufen, bzw. was garantiert, dass sich Subjekte durch den performativen Akt als Subjekte, um es banal zu formulieren subjektivieren? Wir wollen zu diesem Zweck daher zu einem weiteren Punkt der butlerschen Theorie schreiten, nämlich der in Anlehnung an Hegels Dialektik des Herrn und Knechts (vgl. Hegel 1986: 145-155) formulierten Thesen zur Inauguration des Subjekts, wie Butler es in *Die Psyche der Macht* (2001) zum Ausdruck bringt.

Foucault, wie wir gesehen haben, dachte den Diskurs nicht als jenes habermassche Rational, dessen man sich nach objektiven Wollen bedienen kann und das einem im instrumentellen Sinne zu Verfügung stehen könnte, sondern versuchte den Wirkungen des Diskurses über das gesprochene Wort hinaus Rechnung zu tragen. Demgemäß wird der Diskurs auch als Materialität behandelt, da er sich nicht ausschließlich in ideellen Räumen bewegt, sondern sein Äußeres stets nach innen faltet, wie ein Mantel dessen Innenfutter gleichsam das sichtbare Außen in seinem Verhältnis zu einem Inneren kräftigt und dadurch formt (vgl. Deleuze 1987: 184). Da Foucault jedoch stets

davor zurückscheute, das Psychische in seinen Ideen zur Subjektivierung zu benennen, bzw. in diesem Zusammenhang von Reglementierung und Disziplin spricht (wohl auch unter der Prämisse, den Diskurs als Äußerlichkeit zu belassen, um den Fallstricken einer neuerlichen Innerlichkeit des Subjekts zu entgehen), wird diese Lücke im folgenden Teil zu schließen versucht.

Subjektivierung oder das Verhältnis der Macht

In Hegels berühmten Beispiel versucht der Knecht den Herrn durch dessen (reale oder symbolische) Vernichtung auszulöschen, sich seiner durch einen Akt der Auslöschung zu bemächtigen, um die Unterdrückung, die dem Knecht scheinbar durch die Hand des Herrn zugefügt wurde, aufzulösen. Der Versuch eines solch fast schon klassischen Sieges über den *einen Feind* kulminiert in Marx berühmtem-berühmten Ausspruch, den er in Anlehnung an Augustin Thierry (1830) tätigte „die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft ist die Geschichte von Klassenkämpfen“ (Marx nach Essbach 2012: 207). Marx bezieht sich hierbei auf einen schon seit Ewigkeiten andauernden Kampf zwischen Eroberern und Eroberten, Unterdrückern und Unterdrückten, den Sklaven und ihren Herren, einen historio-politischen Diskurs der „immerwährenden Schlacht“ (Foucault nach Essbach 2012: 209), in der wohl auch Adornos Sentenz „Es gibt keine richtiges Leben im falschen“ (Adorno 1997) seinen Platz findet. Ein Traum vom Ende der Geschichte, in der das Herrliche und Schöne über das Böse und Hässliche obsiegt. Ein Feind tritt auf, der sich gegen die scheinbare Harmonie einer Geschlossenheit richtet; es scheint etwas zu existieren, dem wir immer einen Schritt hinterher sind, wir können das Paradies sehen, nur steht vor dem Tor immer das lauernde Böse, das uns daran hindern will, endlich unsere Bestimmung zu erfüllen und das Elysium zu betreten.

Laclau und Mouffe schließen in ihrem Buch „Hegemonie und radikale Demokratie“ (2000) an diese Konstellation an. Der von ihnen postulierte Antagonismus, der sozialen Beziehungen inhärent zu sein scheint, fragt nach genau jener Dynamik, solcher als Opposition auftretenden Verhältnisse, die auch einen Teil dieser Arbeit darstellen. Die Frage der Identität wird hierbei zu einem zentralen Moment, zu einem Ereignis, dessen Problematik nicht in einer dichotomischen Anordnung auflösbar ist.

Zizek (1998: 126) fasst das Problem folgendermaßen zusammen:

„Wo liegt hier die der Subjektposition eigene ideologische Position? Sie liegt genau in der Tatsache, daß (sic!) es der „Kapitalist“ ist, dieser externe Feind, der mich daran hindert meine Selbstidentität zu erreichen: Die Illusion ist, daß (sic!) ich nach der eventuellen Vernichtung des antagonistischen Feindes endlich den Antagonismus loswerden und eine Identität mit mir selbst erreichen werde.“

Hegel verweist in seiner Metapher ebenfalls darauf, dass der Herr eine Erfindung des Knechtes ist; eine Invertierung eines als radikal äußerlich Gedachten. Der Knecht bestimmt sich selbst, durch die Beziehung die er mit seinem Herrn eingeht, folglich artikuliert sich jenes Begehren des Widerstandes auf dem Boden des als „Innerlich“ gedachten Äußeren. „Er“ unterdrückt „mich“, ergo erschöpft sich die Unterdrückung durch die Vernichtung des Unterdrückers. Die Identität des Knechtes konstituiert sich in einem Verhältnis zu einer Äußerlichkeit, einem Ausgeschlossenen, einem Begehren nach Anschluss, das sich letztlich immer selbst vernichten muss, da es sich fortlaufend be- und verhindert. (vgl. Deleuze 1987: 136; vgl. Butler 2001: 13ff; vgl. Zizek 1998: 126f).

Versuchen wir noch einmal einen genaueren Blick auf diese doch seltsam anmutende Selbstreferenzialität der Subjektivation zu werfen. Butler versteht unter Performativität eine „wiederholende und zitierende Praxis“ (Butler 1997: 22), ein Echo des Rückfalls zu sich selbst. Das Subjekt erscheint uns einerseits wie ein Produkt einer Unterwerfung, andererseits unterwirft es, begehrt es, bezieht eine Position aus der es spricht, aber auch schweigt.

Dies wirft die Frage auf, was hier wen bewirkt? Ist es tatsächlich der Herr, der den Knecht als solchen vordererst durch dessen Unterdrückung ins Leben ruft oder ist es der Knecht, der sich selbst als Unterdrückten wahrnimmt und durch diese Selbst-Wahrnehmung an eine Äußerlichkeit referiert? In diesem Zusammenhang spricht Butler von einem Paradoxon. Ein Paradoxon der Zeitlichkeit (wie sie es auch in ihrem Performanz Konzept zum Ausdruck bringt) bedingt dadurch, „daß (sic!) wir uns auf etwas beziehen müssen, das noch gar nicht existiert“ (Butler 2001: 10). Ich zitiere, aber in dem ich zitiere, erscheint mir mein Sprechen als autonome Handlung, als Quell und Intention; mein Sprechen stellt sich nicht mehr als Bezug zu einem Verhältnis dar,

sondern tritt als intentionales Ereignis in Erscheinung, als Ausdruck eines Begehrens meiner Innerlichkeit, durch das dann ein so konstituiertes „Ich“ über sich selbst spricht. „Ich“ tätige eine Aktion, aber in der Aktion löst sich das Wollen in seiner Ursächlichkeit ununterscheidbar auf, das Was und Wie und Warum wird indifferent mit der reinen Potenzialität der Aktion, d.h. der Möglichkeit überhaupt etwas Sagbares zu sagen. Bei Nietzsche ist das Subjekt der Wille, der sich auf sich selbst zurückwendet, Butler aktualisiert diesen Satz und sagt, das Subjekt ist die Wirkung des Rückstoßes der Macht (vgl. Butler 2001: 12).

Mit anderen Worten, der Diskurs ist produktiv, erschafft durch antagonistische Positionen Subjekte, die sich durch, mit und für ihn vormalig als solche begreifen. Der Diskurs ruft das Individuum an und durch diese Anrufung erfährt es sich selbst, wie auch den Diskurs vermittelt der leidenschaftlichen Bindung an das, von dem es untergeordnet wurde (ebd.). Eine Verdopplung einer „zeitlosen“ Kraft, die sich in einem Verhältnis des Innen und Außen selbst fabriziert.

„Das Double jedoch ist niemals eine Projektion des Inneren, es ist im Gegenteil eine Verinnerlichung des Außen. Es ist keine Zweiteilung des Einen, sondern die Verdopplung des Anderen. Es ist keine Reproduktion des Gleichen, sondern die Wiederholung der Differenten. Es ist nicht die Emanation des ICH, es ist das Immanent-Werden eines stets anderen, oder eines Nicht-Ich. Es ist niemals der Andere, der in der Verdopplung das Double ist, ich bin es, der sich als das Double des anderen erfährt: ich begegne nicht mir im Äußeren, sondern ich begegne den anderen (sic!) in mir“ (Foucault nach Deleuze 1987: 136).

In „Wahnsinn und Gesellschaft“ schreibt Foucault über die verbannten Narren: „Er wird in das Innere des Äußeren gesperrt und umgekehrt [...] er ist Gefangener inmitten der freiesten und offensten aller Straßen, fest angekettet auf der unendlichen Kreuzung. Er ist Passagier par excellence, das heißt Gefangener der Überfahrt.“ (Foucault 1969: 29).

Für den Knecht ergibt sich so ein deprimierendes Schicksal. Den im Moment seines größten Sieges, das heißt, wenn er sich des Gegensatzes entledigt, wenn die Fesseln der Knechtschaft abgeworfen sind, wird er zwangsläufig erfahren, dass der Herr nie das besaß, was ihm angeblich so mutwillig stets entrissen wurde. Hegel nennt dies den „Verlust des Verlusts“, die radikale Erfahrung der Negation des „Eigenen“ in seinem Verhältnis zu sich selbst. (vgl. Žižek 1998: 127) Obsiegt er (der Knecht) hat er in

diesem Sieg das vernichtet, das als Ausgangspunkt dazu diene, um diesen Sieg überhaupt zu einem Sieg werden zu lassen. Anstatt seine eigene Inthronisierung zu feiern, indem er sich die Macht der eigenen Unterdrückung, mit dem Ziel die Unterdrückung auszulöschen, aneignet, ist er dazu verdammt, die Bewegung auf ewig zu wiederholen. Er würde verlieren, was er vermeintlich schon immer verloren hat.

Das Subjekt begehrt eine Identität, die ihm faktisch nur als traumatische Begegnung mit etwas erscheint, das es nie sein kann. Das „Ich“ bindet sich an einen Ort, oder besser Nicht-Ort und zwar nicht im Zustand einer Position des Sagbaren, sondern als das Begehren nach eben jener Auslöschung einer bestimmten Subjektivität, die besprochen wird (vgl. Butler 1998: 14). Auf den Punkt gebracht bedeutet dies, dass ich den Anderen nur in Form einer Behinderung meines Selbst erlebe, als unabgeschlossenes Begehren nach Auflösung des zwiespältigen Status meiner Subjektivität. „Wenn das Subjekt durch einen Ausschluss hervorgebracht wird, dann entsteht es durch eine Bedingung, von der es per definitionem getrennt und unterschieden ist. Das Begehren zielt auf die Auflösung des Subjekts, wird aber von eben dem Subjekt durchkreuzt, in dessen Namen es wirkt“ (ebd.). In dem sich das Subjekt artikuliert, diskursiv praktisch ist, erlebt es sich selbst als Differenz, als Streuung; die Erfahrung ist so gesehen nicht Moment einer Positionierung, sondern konstitutives Moment eines Spannungsfeldes des Innen und Außen. „Es gibt kein einfaches Grundprinzip, dass das ganze Feld der Differenzen fixiert und deshalb konstituiert. Die unauflösliche Spannung zwischen Interiorität und Exteriorität ist die Bedingung jeder sozialen Praxis“ (Laclau/Mouffe 2000. 148).

Macht ist in diesem Sinne keine rein äußerliche Anordnung eines Kräfteverhältnisses, deren Wirkungen sich ausschließlich in Form von Repression und Verbot zwischen zwei prä-konstituierten Subjekten manifestiert. Ganz im Gegenteil, Macht konstituiert Identitäten. Für eine Evaluierung des Psychischen bedeutet dies „[...] wenn das konstitutive Äußere im Inneren als seine stets reale Möglichkeit präsent ist, wird das Innere selbst eine rein kontingente und reversible Anordnung“ (Laclau/Mouffe 2000: 27). Die Macht ist demgemäß keine rein äußerliche Kombination von Kräften, die sich in juristisch, formalen Strukturen organisiert, oder in Form eines sozusagen rousseausierten Staatsapparates auftritt. Vielmehr beschreibt diese Form Macht

auszuüben, große politische Techniken die Foucault mit den Begriffen Anatano - und Biopolitik identifizierte (vgl. Foucault ... 174ff.), das heißt, Fertigkeiten darstellen, deren Brennpunkt das Individuum, sowie die Bevölkerung sind.

Nun stellt sich jedoch weiterhin die Frage warum das Subjekt seine Knechtschaft akzeptiert, warum, sehr lapidar formuliert, der Knecht nicht einfach seines Weges geht. Warum sind Menschen dazu geneigt, in gewissen Seins-lagen zu verharren und warum werden andere Formen des Daseins kategorisch verworfen, oder stellen eine Belastung dar?

Appellation

Hier schreiten wir zu einem weiteren Sockel der butlerschen Argumentation, nämlich dem Konzept der Anrufung von Louis Althusser. Althusser's Umkehrung von Hegel beschreibt den Vorgang der Anrufung mit dem mittlerweile bekannten Beispiel des Polizisten der einer Person auf der Straße „Stopp“ zuruft. Die Person, die angerufen wurde, akzeptiert, insofern sie die Stimme wahrgenommen hat, den „Ruf des Gesetzes“. Sie wendet sich um, bezichtigt sich dadurch selbst, vermutet einen Fehltritt, einen Übertritt der Regeln und ist so unvermuteter Weise in einer Position, wenn nicht der Schuld, so jedoch der Schuldfähigkeit. Ein anderes Beispiel wäre die oft beobachtbare Situation, dass Menschen die in Supermärkten einkaufen, den Inhalt ihrer Taschen ungefragt beim Personal vorzeigen, um zu beweisen, dass sie nichts gestohlen haben oder stehlen werden. Der Einkaufende (setzen wir voraus er bezeichnet sich als männlich) akzeptiert durch eben diese Geste die eigene Schuldfähigkeit, die Möglichkeit, dass er potenziell straffähig ist, dass zwar jetzt nichts gestohlen wurde, aber die Chance bestünde, dass man selbst dazu fähig sei zu stehlen. Das Subjekt tritt dadurch in die symbolische Ordnung des Gesetzes ein, d.h. in die Ordnung der Legalität und wird dadurch zum Subjekt des Gesetzes. Durch den Ruf des Polizisten wird der Person die Möglichkeit einer eigenen Schuld bewusst, die Anrufung setzt demgemäß nicht nur eine Person in eine Subjektposition, die wiederum in einen Diskurs des Gesetzes eingebettet ist, sondern auch in den der Schuld (vgl. Butler 2001: 101).

In der Umwendung akzeptiert das Individuum die ihm zugeteilte Identität, fügt sich in eine Totalität der Inszenierung. Die Umwendung zum Gesetz entspricht in diesem Sinne daher auch einer Rückwendung zu mir selbst, durch den Namen den ich erhalten habe. Dieser Name kann jedoch nur akzeptiert werden, wenn ich die Autorität dieser Stimme anerkenne, die einen solchen Namen ausspricht. „Sprache erhält den Körper nicht, indem sie ihn im wörtlichen Sinn ins Dasein bringt, oder ernährt. Vielmehr wird eine bestimmte gesellschaftliche Existenz des Körpers erst dadurch möglich, daß (sic!) er sprachlich angerufen wird“ (Butler 1998: 14). Aber warum antwortet nun ein Individuum auf die Anrufung eines Polizisten, selbst wenn dies die Strafe auf ein Vergehen bedeutet? Laut Butler bewegt sich das Subjekt innerhalb einer Zirkulation der Anerkennung und eines Nicht-Ortes des Verworfenen (ebd.). In Kombination mit Performativität bedeutet dies, dass der Körper nie ganz von den regulierenden Normen getrennt werden kann, die seine Materialisierung beherrschen (Butler 1997: 22), von diesem umgekehrt, aber auch nie total vereinnahmt werden kann.

Und sowie Foucault drei Typen des Verbots beschreibt, nämlich das Tabu des Gegenstandes, das Ritual der Umstände und das ausschließliche Recht des sprechenden Subjekts (vgl. Foucault 1977: 7). Genauso verfährt die Anrufung wenn sie zur Frage des Schicksals auf Leben und Tod (die sie ja auch oftmals wirklich ist) wird. Eben dadurch, dass sie entscheidet, ob die angerufene Identität den Normen und Gesetzen entspricht und diese auch nach den Maßen der Konventionalität zu regulieren ist. Die Sprache geht demgemäß dem Körper voraus, da der Körper aus dem Effekt eines bezeichnenden Verfahrens hervortritt, nur um ihn wieder als das zu entdecken, was jeder Bezeichnung vorausgeht (vgl. Butler 1994: 52). Ritual, Tabu, Recht sind nicht nur Verbote, sondern entsprechen Prozeduren der Ausschließung (vgl. Foucault 1977: 7). Würde ich dem Ruf des Gesetzes nicht gehorchen, so würde mein Schicksal zu dem eines Gesetzlosen und damit auch Sprachlosen werden. Dieses verfolgte „Ich“ würde, gleich einem Flüchtenden, vor der ständigen Bedrohung der Gefangennahme stehen, der Zuweisung und Einweisung in eine Ordnung, die mit Hilfe regulierender und disziplinierender Maßnahmen sicherstellt, dass dieses „Ich“, im Namen des Gesetzes, den Bruch den es durch den Akt der Delinquenz verursachte, wieder schließt. Diese Schließung kann jedoch nur dann gelingen, wenn es den Namen, dem man ihm gab, auch anerkennt, das heißt Reue, Schuld und Sühne beweist und gelobt

sich an das Gesetz der Identität zu halten. Und genau hier formiert sich das Gewissen. Wenn „das Innere selbst eine rein kontingente und reversible Anordnung“ (Laclau/Mouffe 2000: 27) ist, dann ist dieses „Innere“ nichts anderes als die internalisierte Äußerlichkeit diskursiver Kontingenzen. Die Frage lautet daher nicht, ob sich „die Macht“ außerhalb des psychischen Raums befindet, sondern vielmehr, ob dieser psychische Raum durch das „Draußen“ in die Welt gerufen wird? (vgl. Butler 2001: 24).

Lacan schreibt: „Man kann das Spiegelstadium als eine Identifikation verstehen im vollen Sinne, den die Psychoanalyse diesem Terminus gibt: als eine beim Subjekt durch die Aufnahme eines Bildes ausgelöste Verwandlung.“ (Lacan 1986: 64). Im Lichte der Appellation formiert sich das Gewissen (im butlerschen Sinne) in der Art der Anrufung die ihr konstitutives Äußeres von sich gibt (um sich im Echo des Rückfalls selbst zu finden). Der (notgedrungen) metaphorische Spiegel vor dem sich das Individuum unversehens widerfindet, formiert so im Lichte dieses ausgestoßenen Schreis des Namen (und der vielen Namen die es noch bekommen wird) ein Feld, dass dem Subjekt als sein „Inneres“ erscheint. Der Name wird hierbei zu einem Punkt der Reflexion, an dem sich das Subjekt selbst zum Objekt nehmen kann und zwar nach den Prämissen seiner eigenen Konstitution (vgl. Butler 2001: 27). Das heißt, das Gewissen findet sich als Funktion eines bestimmten Reflexionsmodus wieder, der einer bestimmten Subjektposition eigen ist. Butler unterscheidet sich von Lacan dahingehend, dass bei Lacan schon JEMAND da-sein muss (etwa das Saugende an der Mutterbrust), oder die die vorm Spiegel verwandelt wird, während Butlers JEMAND erst in einer paradoxen Wende zu sich findet. Es ist das identitäre Ideal (Über-Ich) das sich gegen sich selbst kehrt, durch die so erzeugte „Sperre“ seines Begehrens. „Um das Begehren zu bändigen, macht man sich selbst zum Objekt der Reflexion; indem man seine eigene Alterität erzeugt, wird man zum reflexiven Wesen, das sich selbst als Objekt nehmen kann“ (ebd.).

„Der Diskurs mag dem Anschein fast ein Nichts sein – die Verbote, die ihn treffen, offenbaren nur allzu bald seine Verbindung mit dem Begehren und der Macht. Und das ist nicht erstaunlich. Denn der Diskurs – die Psychoanalyse hat es uns gezeigt – ist nicht einfach das, was das Begehren offenbart (oder verbirgt): er ist auch Gegenstand des Begehrens; und der Diskurs – dies lehrt uns immer wieder die Geschichte – ist auch nicht bloß das, was die Kämpfe oder die

Systeme der Beherrschung in Sprache übersetzt: er ist dasjenige, warum und womit man kämpft; er ist die Macht, deren man sich zu bemächtigen sucht“ (Foucault 1977: 8)

Wir begehren den Diskurs, weil wir versuchen, die „Sperre“ die uns von uns selbst trennt, zu überwinden; wir fügen uns den Kontingenzen, weil wir Identität erreichen wollen; wir suchen Autonomie, bewegen uns aber gerade dadurch in einem Doppel aus Alter Ego und Begehren, die sich unüberwindbar entgegenstehen. Wir wollen uns einen Namen geben und fragen den Anderen, ob er gefällt.

Butler schreibt über den Namen in „Körper von Gewicht“ (1995: 166f), dass es eben diese ursprüngliche Form der Anrufung durch den Eigennamen der uns zuallererst gegeben wird, ist, die uns „ganz ohne Wahl“ (ebd.) in einem Diskurs verortet. In ihrer kurzen Ausführung der Namensgebung bei einem Neugeborenen beschreibt Butler das zentrale Moment einer solchen Inauguration. Die frühkindliche Liebe ist abhängig von der Anerkennung des Namens, dem man ihm gibt und zwar in seiner radikalsten Form als Frage nach Leben und Tod; es ist eine Existenz-abhängige Konstellation, die das Kind dazu zwingt, dass es sich als das begreift, als das es angerufen wird (vgl. Villa 2003: 55; vgl. Butler 2001: 13), da nur die Anerkennung das gewährt, was sein Überleben sichert. Das so ins Leben geholt „Ich“ mit Namen, kann sich selbst nicht aus der Geschichtlichkeit der Kette der Rufe und Anrufungen befreien und konfrontieren, „so als sei sie Objekt, das mir gegenübersteht, das ich nicht bin, sondern nur das, was andere aus mir gemacht haben.“ (Butler 1995: 166f). Versuche einer solchen Aufhebung, nötigen das sprechende Subjekt zu endlosen tautologischen Bewegungen des $A=A$ (vgl. Heidegger 1957: 9ff), da es außerstande ist, sich selbst von sich selbst zu abstrahieren, sich selbst also, ohne ein „Ich“ zu denken. Es muss sich einer Logik der Äquivalenz fügen, in dem Maße in dem es nicht B ist (ein Mann der keine Frau ist). Demgemäß beschreiben $A=A$ und $A \neq B$ eine Logik der Äquivalenz und Analogie, keine Opposition zweier rationaler Pole, die einander physikalisch entgegengesetzt sind, sondern die Unmöglichkeit einer Superposition, in der beide Antagonismen aufgehoben sind (vgl. Laclau/Mouffe 2000: 164ff). Der Name (oder synonym „Ich“) ist immer in irgendeiner Art ein Brunnen, ein Quell des Seins, aus dem die Identitäten ihre gegensätzlichen Standpunkte zu artikulieren versuchen, zugleich aber auch die größte Gefahr, da es ständig durch die Form seines Begehrens davon bedroht wird, ausgelöscht zu werden (vgl. Butler 1997: 23). Ich kann als Mann

nur zur Frau werden, indem ich die Einheit, ich = Mann zerstöre. Die Paradoxie eines solchen Unterfangens stellt sich schon in dessen Formulierung heraus. Ich muss mich zerstören, um ich werden zu können. Ein anderer Weg wäre der des Psychotikers, der außerstande ist eine Stabilität von Bedeutung zu erzeugen (vgl. Laclau/Mouffe 2000: 150) und so endlos zwischen den Signifikanten treibt.

Ähnlich der heisenbergschen Unschärferelation kann sich das Subjekt so entweder mit seinem Begehren, oder mit seinem Namen identifizieren, aber nie mit beidem zugleich. Das Begehren zielt so immer auf die Auflösung einer konstanten Ich-Position, da es eben nicht die Allgemeinheit ist, die ihren Ausgangspunkt darstellt, sondern die Bewegung. Deleuze schreibt in *Differenz und Wiederholung* (1997: 12) dazu:

„Wenn jedoch die Probleme den ihnen eigenen Grad an Positivität erreichen und wenn die Differenz zum Gegenstand einer entsprechenden Bejahung wird, so setzen sie, wie wir glauben, eine Aggressions- und Selektionsmacht frei, die die schöne Seele zerstört, indem sie dieser ihrer Identität selbst beraubt und ihren guten Willen bricht. Das Problematische und Differentielle bewirken Kämpfe oder Zerstörungen, denen gegenüber die des Negativen nur Scheu sind und die frommen Wünsche der schönen Seele ebenso viele im Schein befangene Mystifikationen. Das Trugbild ist nicht etwa ein Abbild, reißt vielmehr alle Abbilder nieder, indem es auch die Urbilder stürzt: Jeder Gedanke wird zur Aggression.“

Im Sinne Foucaults und Deleuze betrachtet auch Butler den Körper als Schauplatz der Umdeutung (vgl. Butler 1993b: 47) und damit auch der Macht. Auf ihm und durch ihn lassen sich die Zeichen der Einschreibug durch Diskurse ablesen, die Identitäten *zum Ausdruck* bringen, die seine Wirkungen hervorrufen und begrenzen. Das heißt, einen Körper zu betrachten, sich ein Objekt zu veranschaulichen, ist gleichsam affizieren, ist überhaupt die Fähigkeit zu affizieren und affiziert zu werden. Die Sprache ist nicht mimetisch, sondern produktiv, konstitutiv und performativ. Das Bezeichnen, wie wir gesehen haben, fungiert zugleich als Produktionsprinzip, in dem den Zuständen eine gewisse Ursächlichkeit zugeschrieben werden kann und als Regulationsprinzip, da sich das Subjekt Schuld, Schwäche und das Nicht-Einhalten einer gebotenen Norm vorwirft und es ihm auch vorgeworfen wird (vgl. ebd.). Zugleich kann aber nicht gesagt werden, dass dies die eigentlichen Eigenschaften wären, die ihre Kraft bestimmen, sondern es sind nur bestimmte Funktionen ihres Auftretens; eine „nicht-formalisierte

Funktion“ (Deleuze 1987: 101) unabhängig von ihrer Aktualität, ihrer Bestimmung und momentanen Sendung.

Die Potenzialität einer Äußerung eröffnet uns eben erst die Möglichkeit einen Satz, ein Ding, ein Objekt, einen Menschen zu benennen und zu fassen, ihn uns durch die Sprache zu erschließen und Akten einer Analyse zu unterziehen. Eine Äußerung wird so zu einer Lokalisierung, zu einem Punkt in dem normative, naturalisierende, politische, etc. Diskurse, einen, wenn auch instabilen, Zustand herstellen (vgl. ebd. 103) der interpretierbar ist. Es konstituiert sich ein Ort des Sagbaren, oder mit Butlers Worten ein Raum der „Intelligibilität“, der beschreibt, was überhaupt denkbar ist; präziser, intelligibel ist. Es ist etwas, das durch „Modi der Reflexivität“ erzeugt und durch Prozesse von Gesellschaftlichkeit zugleich begrenzt wird (vgl. Butler 2001: 25). Die foucaultsche Genealogie versucht uns in gewisser Hinsicht genau diesen Umstand klarzumachen (vgl. Dreyfuss/ Rabinow 133ff.), dass die Dinge „ohne Wesen sind oder ihr Wesen ein Stückwerk aus ihnen fremden Bedeutungen“ zusammengesetzt ist (Foucault 1984: 86 nach Villa 2003: 43). Demgemäß bedeutet etwas zu denken, eine Art diesen Gegenstand wahrnehmbar zu machen, gleichzeitig aber auch etwas anderes, das dieser Art nicht entspricht, ihr also fremd ist, auszuschließen. Butler widersetzt sich dadurch einem hegemonialen Diskurs, der Subjektpositionen einen autonomen „ontologischen“ Status zuschreiben will (vgl. Villa 2003: 42), mit einem ihr eigenen radikalen materialistischen Konstruktivismus, der sich der „Entlarvung von Naturalisierungsprozessen und ontologischen Effekten [...], die einer Kultur den Anschein der Stabilität, Notwendigkeit und Unwandelbarkeit verleihen“ (Kämpf 2006: 247), verschrieben hat.

Nichts anderes bedeutet auch das Wort „Verknappung“ (vgl. Foucault 1977: 48) wie Foucault ihn verwendete, als den Vorgang einem Objekt eine Grenze zu geben, um ihn der (diskursiv geformten) Wahrnehmung zugänglich zu machen, bzw. zu entziehen.

Zusammenfassung

Bis jetzt hatte sich dieser Text mit den verschiedenen Modi der Appellation, der Inauguration und Unterwerfung beschäftigt. Wir konnten Mithilfe der Thesen Michel Foucaults klären, wie Diskurse Felder des Sagbaren konstituieren, wie sich diese begrenzen, Verhältnisse eingehen, Schließungen vollziehen, aber auch, dass dies nicht notgedrungen bedeutet, dass es sich bei solchen Regimen um Totalitäten handelt, die für sich abgeschlossene Räume formieren, die stativ und stabil wären. Des Weiteren wurde gezeigt, dass Diskurse „weil sie die Funktionen des Subjekts, die Funktionen des Objekts und die Funktionen der Begriffe als ihre „Ableitungen“ mit umschließen“ (Deleuze 1987: 19), regulierende und disziplinierende Eigenschaften besitzen.

Mit Judith Butler wurde uns klar, wie eben solche Diskurse eine gewisse Zitatförmigkeit voraussetzen, d.h. sie müssen wiederholbar sein, müssen einem Ritual oder Konsens unterliegen, damit sie geeignet sind, bestimmte Formen der Anerkennung zu generieren. Ein performativer Akt ereignet sich in einem voraussetzungsvollen Raum und muss den Gesetzen der Identität gehorchen, um als solches nachvollziehbar zu sein. Auch werden durch diesen Akt, Normen re-artikuliert, Formen der Legitimität angerufen, die gleich einem Echo durch den leeren Raum hallen, um vom Subjekt, gleichsam als *sein eigenes*, wahrgenommen zu werden. Identitäten werden so zu einem fluiden Etwas, das zwischen Formen der Unterwerfung unter einem Namen und der Unterdrückung seines Begehrens zu schwanken scheinen, denn wie Butler weiter gezeigt hat, geht mit den Formen der Subjektivation auch eine „Sperre“ einher, die sie als „*circulus vitiosus*“ bezeichnet hat (Butler 2001: 16). „Die Handlungsfähigkeit des Subjekts erscheint als Wirkung seiner Unterordnung. Jeder Versuch des Widerstands gegen diese Unterordnung setzt diese notwendig voraus und ruft sie erneut hervor“ (ebd.). Butler spitzt dies alles auf den Punkt der Abhängigkeit zu, denn das „Ich“ entsteht genau in dieser Iteration von Verleugnung und Wiederholung seiner eigenen Entstehungsbedingung (vgl. ebd.: 17), die, wir nun mal gesehen haben, aus einer grundsätzlichen und existentiellen Abhängigkeit besteht.

Weiter wurde uns durch die Form des Begehrens klar, dass kohärente Identitäten notgedrungen, sei es durch Techniken und Verbote, Zitat und Namen, Bereiche

konstituieren, die ihnen nicht angehören können und somit ausgeschlossen werden müssen.

Um Judith Butler jedoch vor einem allzu voreiligen Urteil des sich nun doch manchmal unversehens aufzwingenden Gefühls der Aporie zu bewahren, oder gar vor dem Lichte eines schlichten Determinismus zu retten, der ihre Thesen einseitig auf die zuweilen doch recht deprimierend anmutende fatalistischen Perspektive von Subjektivität reduzieren könnte, soll hier noch kurz auf die Möglichkeit des Widerstands, die sich aus der Formulierung der von ihr konzipierten Handlungsfähigkeit ergibt, eingegangen werden.

Butler versucht Handlungsfähigkeit außerhalb eines apodiktischen anmutenden Rationalismus oder Empirismus des „freien Willens“ zu denken (vgl. Butler 1993b: 45). Eines *cogito*, das wie wir mittlerweile wissen, doch eben jener Angriffspunkt ist, gegen den sich die von Butler und Foucault vorgebrachten Thesen wenden. Vielmehr ist Handlungsfähigkeit das Ergebnis eben der Prozesse der Anrufung und Unterwerfung, die durch die Subjektivation wirken. So gesehen wird die Unterordnung selbst zur Möglichkeit von Handlungsfähigkeit (vgl. Butler 2001: 15), in dem Maße in dem der Moment selbst als nicht abgeschlossen gilt. Der ausgeschlossene Andere ist so gleichzeitig auch Wilder, einsamer Krieger, Amazone, etc., da er sich zum Preis des Verlusts der Handlungsmacht eben nicht der normalen Struktur der Unterordnung fügt.

Das sogenannte Subjekt der Obdachlosigkeit ist so gesehen auch nichts anderes als die doppelte Bewegung einer sich einerseits abwendenden Ohnmacht, hervorgerufen durch den Fall aus dem Normalen. Und andererseits eben, das sich nicht unterordnende Unterworfene. Sofern Handlungsmacht Konvention voraussetzt, markiert der Verlust der Möglichkeit als Subjekt der Konvention angerufen zu werden, die Grenze normativer Phantasmen und das Territorium des Normalen. Es sprengt die Vorstellungskraft. So gesehen muss das Obdachlose vorher konkretisiert werden, muss begrifflich gefasst sein, um seine Macht voll zur Geltung zu bringen (vgl. Bröckling/Krasmann 2000: 26).

Handlungsmacht entsteht deswegen gerade dort, wo wir uns Gewahr werden, dass das Subjekt weder „der Ursprung der Machtverhältnisse“, noch „ihr bloßes Produkt“ ist

(Butler 1993b: 45). Es wird zum politischen Vorrecht in der Form, in der es ein Ergebnis von Machtverhältnissen ist, die durch es wirken (vgl. Butler 2001: 15). Betrachten wir eine Art und Weise eine bestimmte Position von Subjektivität zu beschreiben, so stellt sich uns nicht nur eine Differenz einer gewissen Machtkonstellation dar, es beschreibt uns auch das Verhältnis von Anerkennung und Nicht-Anerkennung (vgl. Kronauer 2000: 167).

Der paradox anmutende Punkt ist, dass das Subjekt zwar in einer Handlung die Bedingungen (d.h. das Machtverhältnis) seiner Handlung beibehält, aber nicht von diesem restlos bestimmt wird (vgl. Butler 2001: 17). Wie auch „der“ Diskurs als gottgleiches Prinzip nicht existiert, so existiert auch nicht die *pure* Freiheit der Handlungen, oder dessen zombieartige Kehrseite, die restlos vom Zwang der ihn beherrschenden Kräfte bestimmt wird. Vielmehr sind es Gelegenheiten, in denen das Subjekt die Offenheit diskursiver Systeme resignifiziert, „Umdeutungen“ vollzieht, Bedeutungen affirmiert und Grenzen überschreitet. Der Mensch als absolutes Maß aller Dinge, als „unhintergebar Komplex von Gesetzmäßigkeiten“ (Kämpf 2006: 248), wird so betrachtet ein großes Hemmnis für die Offenheit der Anschauungen und verhindert zugleich auch die Mannigfaltigkeit und Potenzialität von Handlungen. Die Totalität einer Vorstellung bestimmt dadurch umso mehr das Sagbare, das Intelligible, je mehr es als naturwüchsig und faktisch in Erscheinung tritt und sozusagen zu bestimmen versucht, *was die Körper vermögen* (vgl. Butler 1993b: 32ff; vgl. Deleuze 1987: 64ff; vgl. Žižek 1998: 130). Und so wundert es nicht, dass Butler und Foucault in gewissem Sinne ein philosophisches Ethos pflegen, das sich als historisch praktischer Test der Grenzen äußert (vgl. Foucault 1990: 45, 50).

4. Das Verworfenne

“When the eyes see or the lips touch that skin on the surface of milk—harmless, thin as a sheet of cigarette paper, pitiful as a nail paring—I experience a gagging sensation and, still farther down, spasms in the stomach, the belly; and all the organs shrivel up the body, provoke tears and bile, increase heartbeat, cause forehead and hands to perspire. Along with sight-clouding dizziness, nausea makes me balk at that milk cream, separates me from the mother and father who proffer it.” (Kristeva 1982: 12-13)

Nun zu guter Letzt, wollen wir uns, in diesem Schlusstück der theoretischen Grundsatzdarlegung, an das heran wagen, was bisher stets im Hintergrund blieb. Es begegnete uns in dieser Arbeit zum ersten Mal in Form des Nicht-Diskursiven, ein zweites Mal als dunkle Seite der Stimme des Polizisten und in etwas anderer Art als „Verlust des Verlusts“ bei Hegel. Wenn, wie im oberen Teil durch die Thesen Judith Butlers dargelegt, das diskursive Subjekt immer auf eine „Sperre“ verweist, sozusagen Knecht der tropologischen Wende zu sich selbst ist, welche Wirkungen entfalten dann die Diskurse, die es sich nicht zu eigen machen konnte? Kann es sein, dass dieses „ich“ etwas leugnen muss, etwas nicht sein darf, wenn es das ist, was es sein will? Was passiert mit jenen diskursiven Orten, die so unbewohnbar für das Subjekt werden? Verdrängt das Subjekt, muss es die Orte leugnen, die es auf so zerstörerische Art heimsuchen? Hier nun soll dieses dunkle Territorium erkundet werden, dass doch Teil der Subjektivation ist, vom Subjekt jedoch scheinbar aber nie vollständig identifiziert werden kann.

abicere (lat.) = wegwerfen, fallenlassen

l’abjection (franz.) = abscheulich/widerlich und/oder niederträchtig

In Camus „die Pest“ (2012) versuchen die Protagonisten rund um den Arzt Rieux durch ein neu entwickeltes Heilmittel die unsäglichen Leiden der Pest zu bekämpfen. Als nun ein junger Mensch mit den ersten Anzeichen der Krankheit in eine Heilanstalt gebracht wird, wird diesem das neu entwickelte Serum verabreicht. Doch anstatt die Krankheit zu heilen, verlängert die Substanz den Todeskampf um Stunden und bereitet

dem Patienten dadurch nur umso heftigere Schmerzen, bis dieser letztlich stirbt. Das Serum hat seinen Sinn nicht erfüllt, war seiner Bestimmung nicht gerecht und hat dadurch das Sterben auf grausamste Art in die Länge gezogen. Es war weder Sinn noch Unsinn, der hier zur Schau getragen wurde, sondern pure Sinnwidrigkeit. Das Serum hat sich seiner Bedeutung entzogen und durch diesen Entzug wird den Protagonisten klar, dass es die Pest selbst ist, die hier den Sinn raubt, waltet, ohne erkennbare Struktur Leben gibt und nimmt. Es wird klar, dass es letztlich einfach nur widersinnig ist, einen Feind zu bekämpfen, dessen einziges Merkmal darin liegt, dass er einem fremd ist. Für Camus zeigt sich so, dass das Absurde die letztlich unüberbrückbare Kluft zwischen dem nach Sinn suchenden Menschen und einer Sinn entleerten Welt beschreibt.

„Das Absurde ist nicht eigentlich der Widerspruch, sondern die Einsicht, dass der Widerspruch unaufhebbar ist. Je mehr der Mensch nach Klarheit, Wissen, Glück auslangt, desto mehr verschließt sich ihm die Welt als ein schlechthin Irrationales. Diese unbegreifliche Antinomie ist um so (sic!) tragischer, als unter der sich dem Menschen entziehenden Welt nicht nur alles das zu verstehen ist, was der Mensch nicht ist, sondern auch und gerade er selbst durch das Absurde zu etwas zutiefst Unmenschlichem wird.“ (Pieper 1974: 424)

Der Diskurs wird löchrig, unerklärlich und abwegig; die Welt scheint sich der Sprache zu widersetzen und ihr ihren Sinn zu nehmen, nur um wieder als Fremdes wiederzukehren. Das Absurde verlangt so nach einer Antwort, deren sich die Subjekte nicht entziehen können, sofern sie leben. So gesehen ist die Pest selbst nichts anderes als das fundamental Fremde in der Welt. Es verlangt nach Antworten. Diese Antworten können aber nie so vollständig sein, nie diese Gesamtheit aller Möglichkeiten fassen, sodass der Mensch dazu verdammt ist, in endlosen Wiederholungen diese Kluft zu überwinden. Das Irrationale und Fremde wird notwendiges Produkt einer sich stets entziehenden Welt und fordert durch eben diesen Entzug dazu auf, ihr zu begegnen.

Bevor hier nun allzu vertieft auf das Werk Camus eingegangen wird, wollen wir uns hier noch einmal unsere Prämissen vor Augen führen, sodass wir später, über den Umweg des Konzepts des Abjects bei Butler und Kristeva, ein Verhältnis von Absurd und Abject filtrieren, das uns als theoretisches Fundament zur Analyse des Phänomens der Obdachlosigkeit in Wien dient.

Nomen est Omen

Das Performative im Sinne Butlers, wie es im oberen Teil besprochen wurde und Foucaults Verknappung („rariete“), erzeugen einen Bereich der Subjektivierung, der uns auf ganz ähnliche Weise widerfährt, wie das Absurde. Im Prozess der Annahme eines „Ichs“ unterliegen wir einer „leidenschaftlichen Bindung“ (Butler 2001: 12), an eben jene Momente denen wir untergeordnet sind. Durch Akte der Verknappung (vgl. Foucault 1977: 48) des Diskurses erteilt den Begriffen eine Bedeutung, die „zugleich eine Grenze [setzt] und einschränkend eine Norm [wiederholt]“ (Butler 1997: 29). Etwas wird in der Appellation ausgeschlossen, darf nicht sein, wird verworfen, um schließlich Kehrseite der Selbstidentität zu werden. So gesehen ist der Herr (im hegelschen Sinne) nichts anderes, als die psychische Wirklichkeit, die sich durch die Macht der Unterwerfung in Form einer reflektierbaren Norm artikuliert (Butler 2001: 8ff). „Denn wenn das konstitutive Äußere im Inneren als seine stets reale Möglichkeit präsent ist, wird das Innere selbst eine rein kontingente und reversible Anordnung“ (Laclau/Mouffe 2000: 27). Und eben diese „Anordnung“ lässt uns auch, in diesem *circulus vitiosus* - diesem Chiasmus des zeitlichen Paradoxons, immer wieder nach unserem eigenen Begehren suchen, das uns, wie wir bereits wissen, nur als das Trauma unserer Abhängigkeit begegnet.

Widersetzt sich das Subjekt gegen diese Unterordnung, muss es zwangsläufig wiederholen, da es selbst nichts anderes ist, als eben dieser Effekt seiner eigenen Entstehungsbedingung (vgl. Butler 2001: 16f). Um als „Ich“ zu bestehen, muss ich diese Grenze leugnen (und auch wiederholen), muss glauben, ich sei ich, denn die Folge wäre die Zersetzung und Zerstörung meiner eigenen Alterität. Der Staus des Subjekts, als Subjekt des Rechts und damit auch als Bürger einer Nation markiert so z.B. eine rechtliche Grenze, die auch in ganz traditionellen Operationen des Ausschlusses über die institutionelle Teilhabe an demokratischen Prozessen entschieden wird (vgl. Kronauer 2000: 172). Es kann nur einen Bürger einer bestimmten Nation geben; ich bin Österreicherin eben deshalb, weil ich nicht Deutsche bin; es ist „[...] die zentrale Demarkationslinie der Zugehörigkeit [...] die Differenz, von den gültigen Normalitätskonstruktionen“ (Otto/ Ziegler 2000: 122)

In „Homo Sacer“ radikalisiert Giorgio Agamben diesen Punkt. Er geht davon aus, dass die Figur des souveränen Subjekts als die Erfindung der Moderne, immer schon ununterscheidbar, als eben jene Schnittstelle zwischen *natürlichem* Begehren und Ratio fungiert (vgl. Agamben 2002: 11ff). Die Norm wird demgemäß zum Territorium der Identität, da in ihm das Leben selbst auf dem Spiel steht; was lebenswert ist, ist zugleich dessen Bestimmung. Das Subjekt steht so außerhalb wie innerhalb dieser Ordnung. Außerhalb, da es sich selbst reflexiv erfassen kann. Innerhalb, da jede Bedrohung des „Ichs“, so auch zur Bedrohung der eigenen Alterität wird und dementsprechend verteidigt werden muss.

„Das nackte Leben in das sie verwandelt worden sind, kein natürliches extrapolitisches Faktum, welches das Recht nur feststellen, oder anerkennen muss, es ist vielmehr im dargestellten Sinne eine Schwelle, auf der das Recht jedes Mal ins Faktische und das Faktum ins Rechtliche übergeht und wo die Ebenen dazu tendieren, ununterscheidbar zu werden.“ (Agamben 2002: 180)

Das heißt, wenn „das Soziale“, wie eingangs erwähnt wurde, ein Machtverhältnis darstellt, es nicht etwas Gegebenes im Sinne eines sozialwissenschaftlichen Realismus ist (vgl. Foucault 1994c: 34), sondern sich durch Arbeit an sich selbst fortlaufend produziert. Dann ist dieses Produzieren zugleich ein Verwerfen und Ausschließen. Das Recht oder das Gesetz werden so gesehen zu nichts anderem, als zur Demarkationslinie, die sich immer wieder diskursiv bestimmen muss. Ihr „konstitutives Äußeres“, wie Derrida sagen würde, hat Spuren hinterlassen und regiert eben dadurch das konstitutive Innere (vgl. Laclau/ Mouffe 2000: 27).

Demgemäß ist das Subjekt nichts anderes als der Versuch „dieser Höller der Unterschiede“ (Muchembled 1990: 137) zu entkommen. Wenn Sartre sagte „die Hölle, das sind die Anderen“, dann meinte er wohl genau jenen vom Menschen gemachten Abgrund, den das Begehren heimsucht. Jenen Abgrund des „Ich“ also, der sich in diesem Verhältnis zur eigenen Alterität, zum signifikanten Anderen etabliert und einen geradezu auratischen Raum im Inneren der Gesellschaft bildet. Eine Gebärmutter der „Normalität“ die den Individuen als Ordnungsmuster, als Angel- und Referenzpunkt dient. Alle Anstrengungen gelten demnach dem Versuch, nicht aus diesem Ganzen herauszufallen, das doch nur als Imago der eigenen Identität besteht (vgl. Rose 2000: 101). „Segregation, also die räumlich ungleiche Verteilung von Funktionen und Menschen nach sozialen Merkmalen, ist Ausdruck und Bestandteil der in einer

Gesellschaft vorherrschenden Arbeitsteilung, ihrer sozialen Schichtung und kulturellen Orientierungen. Sie ist somit auch immer Ausdruck von Machtverhältnissen, beruhend auf der ungleichen Verteilung von ökonomischen, sozialen und kulturellen Ressourcen.“ (Kronauer 1988: 278ff zitiert nach Kronauer 2000: 169).

Der Prozess der Annahme einer kohärenten Identität wird so auch zur „Matrix mit Ausschlusscharakter“, da die Identifizierung mit dem normativen Phantasma nur dann bestehen kann, wenn sie einen Bereich des Verwerflichen schafft, ohne dessen Zurückweisung das Subjekt erst gar nicht entstehen kann (vgl. Butler 1995: 23). Das Zurückgewiesene kann somit nie einen Ort bedeuten, der sich dem Politischen entzieht, etwas das dem „nackten Leben“ zugeschrieben werden könnte. Vielmehr ist die „Schwelle“ von der Agamben spricht immer schon Ausdruck einer normativen Praxis. Etwas von mir zu weisen, zu sagen, dieses Ich bin ich nicht, ist so einerseits die notwendige Form des Selbst, um sich als ein solches zu begreifen, bedeutet uns aber andererseits einen Raum der Negation und Segregation.

„Das Verworfenen [the abject] bezeichnet hier also genau jene „nicht lebbaren“ und „unbewohnbaren“ Zonen des sozialen Lebens, die dennoch dicht bevölkert sind von denjenigen, die nicht den Status des Subjekts genießen, deren Leben im Zeichen des „Nicht-Lebbaren“ jedoch benötigt wird, um den Bereich des Subjekts einzugrenzen.“ (ebd.). Das Verworfenen wird so zur Drohung, zur Bedrohung mit Auflösung, da durch es etwas ins Leben kommt, dass eigentlich seine definitorische Grenze darstellt (vgl. Butler 1995: 23; Butler 2001: 28). Wenn Foucault über nichtdiskursive Praktiken schreibt: „Diese Beziehungen werden zwischen Institutionen, ökonomischen und gesellschaftlichen Prozessen, Verhaltensformen, Normensystemen, Techniken, Klassifikationstypen und Charakterisierungsweisen hergestellt [...]“ (1971: 68), so beschreibt er einerseits zwar die in diesem Text schon einmal kritisierte Komponente eines Meta-diskurses, die so nicht haltbar ist, verweist jedoch gleichzeitig auch darauf, dass es etwas gibt, das sich dem Intelligiblen entzieht, das heißt, das nicht sagbar, aber trotzdem wirksam ist. „Auf ein außer-diskursives Objekt naiv oder direkt „zu referieren“, wird sogar immer die vorausgegangene Abgrenzung des Außer-Diskursiven erfordern. Und insoweit das Außer-Diskursive abgegrenzt wird, wird es von den gleichen gebildet, von dem es sich frei zu machen sucht.“ (Butler 1995: 35).

Ausschließen und Verwerfen sind dementsprechend nicht unbedingt kongruente Verfahren. Während uns der Ausschluss auf eine bestimmte Praxis der erzwungenen Mobilität, oder Immobilität verweist (vgl. Kronauer 2000: 168), oder des ausschließenden Einschließen, oder einschließenden Ausschließens (vgl. Agamben 2002), stellt das Verworfenen den Abgrund dar, der sich gerade durch seine Sprachlosigkeit in Szene setzt; das Depot der Angst, das erst in zweiter Linie zu bestimmten Verfahren wird.

Dazu ein weiteres Beispiel: Wenn wir uns den Ruf des Polizisten wieder vor Augen führen, die Stimme, die dem Unbekannten Einhalt gebieten will, so bedeutet dies nicht, dass wir es hier mit einer einfachen dualen Anordnung von Polizist und Delinquent zu tun haben. Nein, vielmehr erzeugt der Ruf, die Stimme ein Potenzial der Verwirrung, der Verleugnung, des Widerstands; die Angerufene entscheidet sich nicht einfach zwischen ich/nicht ich, sondern wird in den ambiguen Raum dazwischen geworfen. Verknappung und Mannigfaltigkeit werden so zur Frage des Überlebens der eigenen Identität. Für einen Moment wird das Unsägliche zur möglichen Realität, die Bedrohung akut. Das Unsagbare wird präsent, entzieht sich aber einer Repräsentation, durch die Befremdung die es auslöst. Das Subjekt - diese Grenze des Territoriums des Ichs – muss verwerfen, insofern es fortbestehen will. Kristeva (1982: 19) schreibt:

"To be sure, if I am affected by what does not yet appear to me as a thing, it is because laws, connections and even structures of meaning govern and condition me. That order, that glance, that voice, that gesture, which enact the law by my frightened body, constitute and bring about and effect and not yet a sign. ... Obviously, I am only like someone else: mimetic logic of the advent of the ego, objects and signs. But when I seek (myself), loose (myself), or experience jouissance - then "I" is heterogenous, discomfort, unease, dizziness, steeming from an ambiguity that, through the violence of a revolt against, demarcates a space out of which signs and objects arise."

Der Andere ist hier nicht nur das Fremde, sondern das Fremde in uns selbst. Es ist Effekt und nicht Zeichen. In Kristevas Verständnis ist das Abjekt, wie auch bei Butler, die unausgesprochene Möglichkeit, die das Subjekt heimsucht, wenn es an seine Grenzen stößt. Nicht nur im Diskursiven, nicht nur im Territorialen, nicht nur im Sprachlichen, sondern eben als Bedrohung eben dieser Grenzen. "To each ego its object, to each superego its abject." (Kristeva 1982: 11). Es ist nicht der Körper

der sich hier bedroht fühlt, sondern die erzeugte Alterität des Subjekts vom eigenen Körper.

Wenn wir uns also an Camus' Konzept des "Absurden" erinnern, so stellt das Abjekt den Effekt des Absurden dar. Das Kind stirbt noch qualvoller, das erwartete Resultat trifft nicht nur nicht zu, es ist geradezu seine Aufhebung. Es ist nicht die Iteration eines bedeutungsvollen Zeichens, sondern die Irritation die die Zeichenlosigkeit hinterlässt. Es erschüttert, hinterlässt uns gezeichnet. In der Gestalt, wie sich das Subjekt als Selbst konstituiert, in dem Maße erzeugt es auch eine gefährliche Grenze, in die es sich, notwendigerweise ohne davon zu wissen, einkleiden muss. Der Milchfilm des Eingangszitats ist so gesehen nicht nur ein Ekel der uns befällt, sondern auch die tödliche Wahrheit, die das „Ich“ bedroht. „Death infecting life“ (vgl. Kristeva 1982: 139), es tritt dadurch nur umso bedrohlicher in Erscheinung, weil wir keine klare Vorstellung von dem haben, was uns befällt. Das Alien im gleichnamigen Film aus dem Jahre 1979 ist nicht nur das Fremde, das ekelhafte Monster, das ohne erkennbaren Grund einfach tötet, sondern stellt im Lichte des Abjekts, die radikale Infragestellung des eigenen Selbst dar. Mord ist nicht nur sein Hobby, sondern dessen Bestimmung.

Das Verworfenne bedeutet somit auch immer das Verdrängte und Unheimliche, der (Ab-)Schaum, der sich auf dem, doch sonst so Appetit anregenden Glas Milch bildet und uns dadurch umso mehr mit Ekel erfüllt, als er Teil dessen ist, was wir Begehren. Die stete Möglichkeit zu scheitern, die Sprache zu verlieren, in den unbewohnbaren Sphären des Äußeren verbannt zu werden. Wenn die Wissenschaft, die Polizei, die Gerichte, die Medien das bezeichnen, was intelligibel ist, dann ist „das Verworfenne“ ihre äußere Hülle. Etwas Entscheidendes fehlt. Sie haben keine Arbeit, kein Obdach, keine Kultur, keine Sprache, keine Manieren, keine Moral etc., etc., wie Wacquant (2004) in Rekurs auf den französischen Diskurs der „sans papier“ formulierte (vgl. Otto/ Ziegler 2005: 117). Aber genau hierin, in dieser Geste, weiß ich, dass „Ich“ alles habe und das „Ich“ nicht *draußen* bin. Wenn Judith Butler versucht die störende Wiederkehr des kulturell Verdrängten zu betrachten, dann bedeutet dies auch, „die kulturelle Produktion des Unbewussten, des Ausgeschlossenen für die jeweilige Kultur

konstitutiven Außen“ (Moebius 2006: 246), in die hegemoniale Struktur zu denken und somit die hoffnungslose Geschichte des „Verworfenen“ zu erzählen.

Schlussfolgerung

Würden wir uns einen geraden Weg vorstellen, so wäre am Anfang das betrachtende „Ich“, mit fester Überzeugung den Pfad zu gehen, an ihrem Ende würden wir eine Ratio feststellen, eine Perspektive deren wir uns teleologisch bedienen könnten, die motivieren würde, den Weg überhaupt zu beginnen. Unterwegs würden uns Schicksalsschläge ereilen, wir kämen von der Strecke ab, würden erkranken und uns am Schluss voller Zweifel fragen, wozu wir überhaupt laufen. Wir laufen jedoch trotz allem weiter, nehmen uns beim nächsten Mal vor, Zäune gegen Räuber aufzustellen, Nahrungs- und Medikamentendepots einzurichten, vielleicht eine Art von Vorauswahl zu treffen, Kategorien von Persönlichkeiten zu erlauben und andere die uns suspekt sind, halten wir davon ab, da sie uns gefährlich werden könnten. Maut verlangen, Straßen ebnen, Tempolimits einrichten, etc. etc. Sprich wir würden Techniken entwickeln um diesen, unseren Weg, vor den Gefahren, die auf ihm lauern, zu schützen.

Die Wende, die die Subjektivationstheorien, die in dieser Arbeit vorgetragen wurden, einläuten, liegt eben darin, dass dieser Weg nicht nur irgendeiner Ratio folgt, sondern selbst Subjekt ist. Der Weg und das Subjekt werden zu einer Identität. Sich die Welt vorstellen, sich in dieser zu bewegen, bedeutet somit nicht ihr in einem dichotomischen Verhältnis zum Gegenüber zu stehen, sondern immer schon selbst dieser Andere zu sein. Und eben deshalb verweist uns diese Bewegung implizit auf Prozesse seiner Bestimmung und damit auch seiner Grenzen.

Die **vierte Hypothese** dieser Arbeit lautet daher, wenn das Ausschließen notwendig das bedeutet, was das Innere einer Gesellschaft eben durch seine Veräußerungen beschreibt, so ist das Verwerfen die notwendige Formhaftigkeit einer Gesellschaft, um sich als solche zu begreifen.

Hier nun wird versucht, die konkreten Anweisungen die in dieser Arbeit gefunden wurden, zur Analyse der folgenden Texte zu destillieren bzw. eine Schlussfolgerung des bisher Geschriebenen zu wagen.

1. Der Diskurs beschreibt ein Feld, eine individuelle Gruppe, sowie eine regulierte Praxis von Aussagen, denen *per definition* ein Machtverhältnis innewohnt.
2. Die zu analysierenden Aussagen können entweder als Verknappung oder als Mannigfaltigkeit auftreten, je nachdem ob eine Bezeichnung exklusiv oder inklusiv verwendet wird, demgemäß sind sie Ausdruck eines spezifischen Machtverhältnisses.
3. Das Subjekt konstituiert notwendigerweise auf Grund der Form seiner Inauguration durch den Diskurs und der Ambiguität der Sprache einen Ort, dem es nicht angehören kann. Somit ist das Verworfen keine Sphäre auf die wir direkt referieren können, sondern erschließt sich uns erst in zweiter Linie durch die Repräsentation, die sie erfährt.

Betrachten wir das Phänomen Obdachlosigkeit müssen wir uns daher zum einen Gewahr sein, dass wir, wenn wir diese Begriffe einer Analyse unterziehen, nicht einem konkreten Gegenstand begegnen, sondern einem Konglomerat aus sich zusammensetzenden Signifikanten, die für sich wiederum unterschiedliche Ereignisse symbolisieren, die wiederum für sich unterschiedliche Ereignisse symbolisieren. Das heißt, dass sich der Diskurs der Obdachlosigkeit aus vielerlei anderen Diskursen zusammensetzen kann. So könnte ein bestimmter Diskurs des *Ausländers* ebenso Teil davon sein, wie jener von sozialer Gerechtigkeit. Uns könnte Agambens These vom Lager ebenso begegnen wie die Phantasmen vom fahrenden Volk. Kurzum diese Ereignisse entsprechen identifizierenden und normativierenden Verfahren, die für sich im Rahmen einer bestimmten Ratio interpretiert werden können. Im Falle dieser Arbeit wurde eine Vorauswahl nach bestimmten Kriterien getroffen, die unseren Blick dafür schärfen sollten, was wir als Verfahren des Normalisierens, sowie des Ab-Normalisierens dechiffrieren. Dies sollte uns den Raum bereiten, um einem historischen Typus von Normativität und der damit verbundenen Rationalität, die einer bestimmten Technik des Verwerfens zugrunde liegt, auf die Spur zu kommen. Das

Betrachten des Anderen wird so durch das Medium Kronenzeitung zur Betrachtung einer bestimmten Art von „Ausschlussmatrix“, die es in dieser Arbeit zu beschreiben gilt. So sollten am Schluss die Verfahren der Ausgrenzung offenbart werden, ein Beschreiben eines gewissen Territoriums gelingen, die so in ihrem voraussetzungsvollen Raum auf Objekte verweisen.

Zum anderen wurde in dieser Arbeit aber auch deutlich, dass die Verfahren des Verwerfens keinen reinen Akt des Bösen darstellen, sondern durch die Not gedrungen zu jeder Form der Artikulation gehören. Etwas als nicht mir angehörend zu identifizieren, muss dementsprechend nicht bedeuten, dass dies per se abzulehnen wäre. Wie klar wurde, performiert gerade das Verwerfen, das Fabrizieren eines Objekts einen Prozess, der sich nicht als eindeutig erweist, sondern gerade durch seine Un-eindeutigkeit besticht. Doch stellt es auch diese Arbeit gleichwohl vor ein Dilemma. Wie einerseits Verfahren der Ontologisierung aufzeigen, ohne selbst Ontologie zu betreiben? Wie Universalismen kritisieren, ohne selbst allgemeine Sätze zu formulieren? Dies zu klären bleibt den großen Methaphysikern der Zukunft überlassen. Dieser Text muss sich damit begnügen, aufzuzeigen „mit welchem Mitteln und für welche „Wahrheiten“ in einer Bevölkerung Akzeptanz geschaffen wird, was als normal und nicht normal zu gelten habe, was sagbar [...] ist und was nicht“ (Jäger 2001: 223)

5. Fragestellung

1. Inwiefern bedeutet uns der Diskurs um den Begriff der „Obdachlosigkeit“, wie er im Zeitraum 2004 – 2012 in der österreichischen Tageszeitung „Kronen Zeitung“ zur Anwendung kommt, Praxen der Ausschließung und auf welchen Typ „Norm“ wird dadurch verwiesen?
2. Welchen transformatorischen Bewegungen unterliegt der Signifikant „Obdachlosigkeit“ in diesem Zeitraum und welche Debatten und Ereignisse tragen und prägen seinen symbolischen Gehalt?

6. Methodik

Im nun folgenden Teil will ich den methodischen Part dieser Arbeit definieren. Die Methodik, wie unschwer nachzuvollziehen ist, beruht zum Einen natürlich auf dem von mir im vorigen Teil dargelegten Begriffen der Verwerfung, aber auch der Wiederholung so wie diese bei Judith Butler erläutert wurden und Verwendung finden. Zum anderen, und hier setzt die qualitative, sowie auch die quantitative Arbeit an, basiert sie auf der Arbeit von Michel Foucault und der durch ihn angeregten Methode der Diskursanalyse, wie sie von Siegfried Jäger (1999, 2001) und auch Jürgen Link weiterentwickelt wurde.

Zu Beginn werden die wichtigsten Begriffe nach Jäger definiert, danach soll das Konzept der Kollektivsymbolik nach Jürgen Link (1978, 1983, 1990) vorgestellt werden, um schließlich ein gesamtes Bild der Analyse zu gewinnen und klar zu machen, wie die unterschiedlichen Artikel untersucht werden sollen.

Diskursebenen, Diskurstypen,...

Hier nun sollen die verschiedenen Analysetypen des Diskurses, also Diskurs als ... nach Jäger (2001) kurz definiert werden.

Diskursebene deutet uns sozusagen den sozialen Ort an, in dem gesprochen wird, hierzu zählen etwa Wissenschaft(en), Politik, Medien, Erziehung, Alltag etc...(vgl. Jäger 1999: 163). Auf der **Diskursebene** wiederum stellen sich verschiedenartige **Diskurspositionen** zur Schau, die M. Jäger so definiert. „[u]nter einer Diskursposition verstehe ich den ideologischen [...] Ort, von dem aus eine Beteiligung am Diskurs und seine Bewertung für den Einzelnen und die Einzelne bzw. für Gruppen und Institutionen erfolgt. Sie produziert und reproduziert die besonderen diskursiven Verstrickungen, die sich aus dem bisher durchlebten und aktuellen Lebenslagen der Diskursbeteiligten speisen.“ (1996: 47). **Diskurspositionen**, die sich als einheitlich in ihrer Argumentation darstellen, können so hegemonialen Diskursen zugeordnet werden, während abweichende Position **Gegendiskursen** zuzuordnen sind (vgl. Jäger 1999: 165).

Diskursfragmente stellen in dieser Begrifflichkeit, „thematisch einheitliche Texte“ dar, die mehr oder weniger Bezüge zu anderen Themen herstellen, sie sozusagen „verknoten“ (ebd. 166). Ein **Diskursstrang** ist der „thematisch einheitliche Diskursverlauf“ über einen längeren Zeitraum (Jäger 2001: 97) und verbindet, oder auch homogenisiert verschiedene Diskursfragmente in der Zeit. Eine **Diskursstrang-Verschränkung** bedeutet demgemäß, „wenn ein Text klar verschiedene Themen anspricht, aber auch wenn nur ein Hauptthema angesprochen ist, bei dem aber Bezüge zu anderen Themen vorgenommen werden“ (ebd.). Solche Verbindungen, oder Verschränkungen werden von Jäger (1999: 168) auch als **diskursive Knoten** definiert (oder nach Link (1992: 11) „Sysykoll“, aber dazu später mehr), da sie verschiedene **Diskursstränge** miteinander verbinden, d.h. eine leichte Form der Verschränkung darstellen, die es ermöglicht, verschiedene Themen in Beziehung zueinander zu setzen (ebd.: 167).

So ergibt sich für die **Diskursanalyse**, laut Jäger, das Ziel, „ganze **Diskursstränge** und/oder Verschränkungen historisch und gegenwartsbezogen zu analysieren und zu kritisieren“ (Jäger 1999: 171). Hierbei kann jedoch *nur* von einzelnen Texten ausgegangen werden, die erst in einem zweiten Schritt in Verbindung mit anderen Texten gesetzt werden, das heißt „der Diskurs tritt immer in Gestalt eines individuellen Produkts in Erscheinung, daher muss man sie auch als solche ernstnehmen, d.h. die Wirkungsabsicht des Autors erarbeiten, jedoch nicht dessen Intention, sondern nur zur Bestimmung des Zwecks.“ (ebd.: 173). Erst dieses diskursive Produkt eröffnet im Rahmen diskursiver Kontexte und Erscheinungen die Vergegenständlichung einer bestimmten diskursiven Konstellation (vgl. Jäger 2001: 98), also vordererst überhaupt die Möglichkeit eine Arbeit, wie diese sie darstellt, zu verfassen. Mit Foucaults Worten liegt die Aufgabe einer Diskursanalyse darin:

„Man muß (sic!) sich vom konstituierenden Subjekt, vom Subjekt selbst befreien, das heißt zu einer Gesellschaftsanalyse gelangen, die die Konstitution des Subjekts im geschichtlichen Zusammenhang zu klären vermag“ (1978: 32).

Kollektivsymbolik

Wie wir bei Foucault erfahren haben, ist ein Text nicht einfach nur ein Text. Er überschreitet sich, eröffnet, hantiert, zeichnet ein Feld, einen imaginativen Raum des Sagbaren, in dem sich verschiedene Diskurse verschränken, ineinander übergehen, kritisieren, in dem ein Raum des Sagbaren und Gesagten eröffnet wird, der sich gleichzeitig aber auch verknüpft und reguliert. Eine präzisierte Psychoanalyse, wie sie im lacanschen Denken artikuliert wurde, verstünde demgemäß einen solchen Text nicht einfach nur als Geschriebenes, sondern untersucht die Signifikanten in einem empathischen Sinne. Das heißt, die lacansche Diskursanalyse untersucht „Zeichenkomplexe, über die sich in einem gegebenen Text oder Textkorpus unbewußte (sic!) Wunschenergien vorrangig artikulieren“ (Link, Link-Heer 1990: 88). Der linksche Begriff der Kollektivsymbolik versucht demgemäß, den Diskurs anhand seiner „Bildlichkeit“ (Link 1997: 25), nach seinem Begehren zu befragen.

Unter dieser „Bildlichkeit“ versteht Link all jene Redeelemente wie „Symbole, Allegorien, Embleme usw., Metaphern, Synekdochen, Bilder“ die in einer gegebenen Epoche und Kultur im Spiel der Diskursinterferenzen und –integrationen erzeugt werden (Link; Link-Heer 1990: 96f; Link 1978: 19ff). Der Diskurs ist auch für ihn kein geschlossenes Gefüge, wie dies bei einem Textkorpus erscheinen mag, sondern bestimmt sich selbst als Anknüpfung an Praktiken, als Streuung von Aussagen. Wie verständigen sich Menschen über ein Ereignis, auf welches Repertoire an Metaphern und Allegorien greifen sie zurück und wie können scheinbar völlig unterschiedliche, oft im Widerspruch stehende Aussagen in einem Satz verpackt werden?

Nun, setzt man die Bedeutung von Text als „Gewehtes“, als „Geflecht“ der Bedeutung des foucaultschen Diskurskonzepts gegenüber, erscheint uns ein Text wie ein für einen Moment stabilisiertes Ereignis. Eine diskursive Formation von historisch-konkreter Gestalt, die aber im Spiegel der diskursiven Ereignisse selbst etwas Sprunghaftes und Brüchiges enthält (vgl. Link; Link-Heer 1990: 90), das sich selbst beschränkt und erweitert. Demgemäß verweist der Diskurs im Singular aber auch im Plural auf mögliche Operativitäten, auf einen Interdiskurs, der zwischen Spezialdiskursen zu vermitteln sucht (vgl. ebd.:92) „Als Teilbereich des interdiskursiven Ensembles läßt (sic!) sich die Gesamtheit der Kollektivsymbolik [...] als synchrones System auffassen

und modellieren (etwa in einer Rede, oder als literarisches Produkt; Anm. P.Z.)“ (Link; Link-Heer 1990: 97)

Ruft man ein solches begrenztes, „positives“ Feld von Aussagen an, setzt es in Beziehung zu anderen imaginativen Räumen, das heißt synchronisiert man es mit anderen Diskursen, heißt dies im umgekehrten Schluss, dass mögliche andere Aussagen, Fragestellungen, Perspektiven, dadurch ausgeschlossen sind. Dies bedeutet, die Operation einer Aussage kann genau jene Aufgabe erfüllen, dass mittels einer gewissen Argumentationsfigur, eines Narrationsschemas etwas gesagt wird, um etwas anderes nicht zu sagen (vgl. Link; Link-Heer 1990: 97). Es ist in der Sprache möglich und geschieht auch *in actu*, dass z.B. die darwinsche Evolutionstheorie auf Methoden der Unternehmensführung angewandt wird, um Kraft dessen Praktiken zu fördern, die einer gewissen Vorstellung von „Unternehmen“ eher entsprechen als andere. Es kann daher auch gesagt werden, dass auf der Ebene der Signifikate eines Satzes diskursive Positionen enthalten sind, mit denen Wertungsperspektiven und Weltbilder verteidigt, angegriffen, etc. werden (vgl. ebd.). Jäger (2001: 134) fasst die Bedeutung sehr gut zusammen:

„Kollektivsymbole sind „kulturelle Stereotypen (häufig Topoi) genannt), die kollektiv tradiert und benutzt werden“ (Drews/Gerhard/Link 1985: 265). Sie bilden einen Zusammenhang, ein System, ein „passendes Regelwerk“ (vgl. M. Jäger 1996: 23), das in allen Diskursen auftritt, und als solcher Zusammenhang liefern sie uns das Bild, das wir uns von der gesellschaftlichen Wirklichkeit machen“.

Was Jäger **diskursive Knoten** nannte, bezeichnet Link als Sysykolle (Link 1982:11). Durch Katachresen (vgl. Jäger 1999: 137), sogenannten Bildbrüchen werden Zeichen in Verbindung mit anderen Zeichen gesetzt. Übergänge werden erzeugt, die es ermöglichen, dass semiotische Kopplungen innerhalb eines Komplexes an Symbolen entstehen; „die sich wie ein Netz über die Diskurse ziehen und ihnen außerordentliche Festigkeit verleihen“ (ebd.). Das Sysykoll bezeichnet die imaginäre Welt der Bilder, auf die sich der Betrachter beziehen kann. Ein Konnex aus subjektiver Imagination und Phantasmen von geschlossener gesellschaftlicher Realität, die so unterschiedliche diskursive Fragmente, Ebenen und Positionen miteinander verschränkt.

„Während wir in der realen Gesellschaft und bei unserem realen Subjekt nur sehr beschränkten Durchblick haben, fühlen wir uns dank der symbolischen Sinnbildungsgitter in unserer Kultur stets zuhause. Wir wissen nichts über Krebs, aber wir verstehen sofort, inwiefern der Terror Krebs der Gesellschaft ist. Wir wissen nichts über die wirklichen Ursachen von Wirtschaftskrisen, begreifen aber sofort, daß (sic!) die Regierung notbremsen mußte (sic!). Wir haben keine politisch extremen Medien, wissen aber sehr wohl, daß (sic!) beim Schaukeln auf dem linken Ende nur das rechte Ende hochgeschaukelt wird.“ Link 1982: 11)

Für die Analyse von Texten bedeutet dies: Es gibt eine Isomorphie Struktur zwischen Begriffen, wäre dem nicht so, könnten wir keine Symbole produzieren (Bsp.: das Wort Internet steht auch für Globalisierung). Kollektivsymbole implizieren eine ideologische Wertung auf elementarer Ebene, die durch koppelnde und übersteigende Verfahren der Sinnübertragung mit anderen Elementen in Bezug gesetzt werden.

Für die Analyse lassen sich folgende Kriterien (nach Jäger 1999: 140) zur Erkennung erstellen:

1. Kollektivsymbole besitzen eine gewisse Kontinuität in der Anwendung, müssen wieder-, dar- und vorstellbar sein, um einen Effekt zu generieren.
2. Kollektivsymbole sind semantisch „sekundär“, d.h. ihre Bedeutung erschließt sich nicht außerhalb eines Kontextes.
3. Kollektivsymbole besitzen eine syntagmatische Expansivität, d.h. sie erzählen sich weiter.
4. Kollektivsymbole bedürfen einer Intention, einem Motiv.
5. Kollektivsymbole erlauben Analogiebeziehungen zwischen Signifikat und Signifikant (z.B. „Die Wellen der Ausländer brechen in das Land wie einst die Osmanen nach Europa“).

7. Analyse

„Die Neue Kronen Zeitung“

Objekt der Forschung, wie in dieser Arbeit schon mehrmals erwähnt, und Ebene des zu erarbeitenden Diskurses, ist die Tageszeitung „die Neue Kronen Zeitung“. Ziel dieses Teils der Arbeit wird die diskursanalytische Aufarbeitung verschiedener Artikel, die im Zeitraum des 01.04.2004 bis 31.12. 2012 in der genannten Zeitung publiziert wurden. Der Beginn der Analyse wurde mit dem Tag der fünften und auch umfangreichsten Erweiterung der Europäischen Union um weitere zehn Staaten (Estland, Lettland, Litauen, Malta, Polen, Slowakei, Slowenien, Tschechien, Ungarn und Zypern) festgelegt.

Die Kronen Zeitung wurde am 11.04.1959 von Kurt Falk und Hans Dichand unter dem Titel „Illustrierte Kronen Zeitung“ zum ersten Mal mit einer Auflage von 119.000 Stück herausgegeben und war bereits eine Dekade später die auflagenstärkste Zeitung Österreichs (vgl. Dichand 1977). 2005 hatte die Zeitung eine Druckauflage von 992.779 Exemplaren, die Leseranzahl lag bei 3.057.000 und ihre Reichweite lag bei 44,9 % (ÖAK Bericht 2005). 2012 lag die Verkaufszahl „nur“ noch bei 809.990 (ÖAK Bericht 2012) mit einem Marktanteil von 37,4%, trotzdem war die Verkaufszahl 3-mal so hoch, wie jene des Zweitplatzierten „Kleine Zeitung“ und insgesamt höher als die der sechs danach rangierten Tageszeitungen zusammen. Gemessen an der Einwohnerzahl Österreichs zählt die „Neue Kronen Zeitung“ zu einer der einflussreichsten Tageszeitungen der Welt.

Begründung der Auswahl

Dies ist auch der Grund, warum gerade „die Neue Kronen Zeitung“ zum Gegenstand der Analyse auserkoren wurde, da wohl keine andere Zeitung durch ihre Auflagenstärke und Reichweite einen derartigen Einfluss auf die gesamtgesellschaftlichen Debatten ausübt. Dazu eine Anekdote: Im Dokumentarfilm „Krone – L'Autriche entre les lignes“ (dt. Titel: „Kronen Zeitung – Tag für Tag ein Boulevardstück“) der französischen Regisseurin Nathalie Borgers (2002) sieht man

den mittlerweile verstorbenen Gründer des Blattes Hans Dichand in die Hochburg, den Sitz des Bundespräsidenten Österreichs, schreiten, wo er von eben diesem Präsidenten hofiert wird (die Türen werden von ihm geöffnet und auch sonst verneigt sich der Präsident des Öfteren vor seinem Gast in fast devoter Art, um ihm auch noch zum Abschied Grüße von seiner Frau auszurichten). Als Reaktion auf diese Dokumentation ließ Hans Dichand den deutsch-französischen Fernsehsender ARTE aus dem Programmteil der „Neuen Kronen Zeitung“ für einige Jahre entfernen.

Recherchemethode

Diese Recherche stützt sich auf die AOM Software der *Austria Presse Agentur*, der größten Nachrichtenagentur Österreichs. Die APA stellt einen Zusammenschluss österreichischer Tageszeitungen und des ORF dar, ihr Sitz befindet sich in Wien. Zum Zwecke der leichteren Zugänglichkeit verwendet diese Arbeit die Software von APA-Defacto, Betreiber einer Medien und Fachdatenbank, „die aktuell mehr als 300 Quellen bzw. etwa 120 Millionen Dokumente umfasst. Es stehen Ihnen dort Meldungen der APA – Austria Presse Agentur, OTS – Originaltext-Service und internationaler Agenturen sowie die Inhalte sämtlicher österreichischer Tageszeitungen, die wichtigsten nationalen und internationalen Medien, Zeitschriften, Magazine, Fach-, ORF- und Firmendatenbanken sowie APA-Bild- und Grafikdaten zur Verfügung.“ (AOM Quickguide Oktober 2012).

Vorgehen

In diesem Abschnitt der Arbeit wird nun versucht, das was als „Obdachlosigkeit“ gilt, in seiner thematischen Darstellung in der Kronen Zeitung zu erfassen und die Analysewerkzeuge zur Anwendung zu bringen, die vorher besprochen wurden. Hierzu wird vorher eine Darstellung des Suchvorgangs vorgenommen, in einem nächsten Schritt wird eine Darstellung des Diskursstrangs versucht, um dann schließlich exemplarisch anhand einiger ausgewählter Diskursfragmente Feinanalysen vorzunehmen, die uns zeigen sollten, welche Diskursposition das Blatt bezieht, welche Ereignisse in den Berichten verhandelt werden, welche etwaigen semiotischen

Bewegungen die Zeichen bestimmen das heißt, wo es Überschneidungen mit anderen Diskurssträngen gibt. Anhand welcher Schnittstellen die Diskussion verläuft, bzw. welche Techniken des Ausschlusses zur Anwendung kommen, um dann als Abschluss so etwas, wie die spezifische Modalität des Verwerfens der „Neuen Kronen Zeitung“ zu klären und so auch die in dieser Arbeit gestellten Fragen zu beantworten.

Suchergebnisse

Gesucht wurde nach den Begriffen „Karlsplatz“ in Verbindung mit „Obdachlosigkeit“ dieses Ergebnis brachte 0 Treffer und zeigt so zumindest schon zweierlei. „Obdachlosigkeit“ findet als Nomen keinen Gebrauch in der Berichterstattung der Kronen Zeitung, ist also nicht als substantiviertes Adjektiv in Verwendung, das auf einen konkreten Diskursstrang verweisen würde, der thematisch-einheitlich zu Verwendung kommt. Daher lässt das Ergebnis schon erahnen, dass wir es hierbei wohl eher mit einem attributiven Adjektiv zu tun haben werden, dass zur Bezeichnung von Eigenschaften zur Verwendung kommt.

In einem zweiten Schritt wurden deshalb die Begriffe „Karlsplatz“ und „obdachlos“ eingegeben. Dies führte zu einem Ergebnis von fünf relevanten Treffern im gewählten Zeitraum, die explizit den Raum Karlsplatz betrafen, das heißt deren Berichterstattung sich mit Ereignissen beschäftigte, die dort scheinbar vorfielen und zugleich das Adjektiv „obdachlos“ zumindest einmal im Text beinhalteten. Das Ergebnis von fünf Treffern fällt eher marginal aus und lässt mutmaßen, dass der Begriff „obdachlos“ nicht neuralgischer Punkt der Debatte und Kernbegriff des Diskurses, bzw. nur ein verstreutes Fragment einer anderen Debatte ist. Zugleich kann angenommen werden, dass wir hier auf ein ganzes Feld von Adjektiven stoßen werden, die den Ort zu markieren suchen.

Auf Grundlage der beiden vorher angegebenen Ergebnisse wurde deshalb in einem dritten Schritt der Begriff „Karlsplatz“ ohne eine weitere Verknüpfung eingegeben. Dies führte zu mehr als 200 Ergebnissen, von denen rund 30 Artikel Relevanz für diese Arbeit besitzen.

Textanalyse

Allgemeine Darstellung

In einer ersten Sichtung des Materials wurde schnell klar, dass alle Artikel den Themenkomplex „Drogenkonsum“ als zentralen Gegenstand ihrer Berichterstattung hatten. Alle in den Artikel gemachten Aussagen referierten in verschiedenen Weisen, auf das nicht zu bewältigende Problem des „Sumpfes“, den der Karlsplatz darstellt. Die mit diesem „Sumpf“ assoziierten Subjekte wurden dabei abwechselnd als „Süchtige“ (Münzer 2005: 26; Loibnegger; Vettermann 2005: 10), „Drogendealer“ (Münzer 2005: 24) etc. bezeichnet.

Analyse Text 1

Hier nun soll einer der fünf gefundenen Texte auf seine diskursive Tragfähigkeit untersucht werden, um uns auf die Fährten weiterer überschneidender Diskursstränge zu bringen. Dieser bestimmte Artikel wurde aus drei Gründen vorgezogen: 1. Er hebt sich durch seinen Umfang von anderen ab (zwei Seiten). 2. Er zeigt exemplarisch, wo die Diskursstrang-Verschänkungen liegen. 3. Es wird deutlich, anhand welcher Bruchlinien die Debatte rund um die Ereignisse am Karlsplatz geführt werden.

Loibnegger, Klaus; Schiel, Andi (2008). "Aktion scharf": Polizei räumt Karlsplatz. In: „Die Neue Kronen Zeitung“ vom 22.04.2008. S.14-15.

Dem Thema nach behandelt der Artikel das Aufgebot der Polizei - vor der Fußballeuropameisterschaft 2008 in Österreich - die zur, wie es im Titel des Artikel heißt „Räumung“ des Karlsplatzes aufgebracht wurde. Der Tropus „Aktion scharf“ bezieht sich hierbei nicht auf eine konkrete Aktion, sondern wird im Kontext österreichischer Sicherheitsaktionen in vielerlei Hinsicht von medialer Berichterstattung bis zu polizeilichen Aussendungen verwendet und soll so eine besondere Anstrengung der Exekutive repräsentieren, um einem Ereignis, das als riskant eingeschätzt wird, mit besonderer Aufmerksamkeit zu begegnen. Das Verb

„räumt“ stellt in diesem Sinne die rhetorische Brücke, die „Fährenfunktion“ (Jäger 1999: 181), die suggerieren soll, dass hier einer konkreten Gefahr begegnet wird, deren Ort der Karlsplatz ist. „Räumt“ impliziert, dass Elemente an diesem Ort existieren, die, wenn nicht beseitigt, doch zumindest von diesem Ort ferngehalten werden sollen; etwas hat den Karlsplatz besetzt, dass einer Räumung bedarf.

„Gewissenlose Dealer, taumelnde Drogen- und Alkoholsüchtige, Obdachlose, Bettler - der ganz normale Alltag rund um den Wiener Karlsplatz. Trotz Schutzzone wurde die Situation für Anrainer und Passanten - wie berichtet - immer schlimmer. Rechtzeitig vor der EURO will die Polizei dem Wahnsinn ein Ende machen.“

Im ersten Absatz folgt nun eine erste Aufzählung verschiedener substantivierter Personen durch die „Kronen Zeitung“. Hierbei wird nicht auf das Offensichtliche gesetzt, sondern mit Hilfe eines ironischen Untertons, der in der Phrase „der ganz normale Alltag rund um den Wiener Karlsplatz“ schwingt, zugleich eine erste Grenze zwischen dem, was normal ist und was nicht, gezogen. Somit liefert uns dieser Absatz zum einen eine erste Ortsbestimmung anhand derer die „Kronen Zeitung“ markiert, wer dem Innen und Außen dieses Diskurses angehört und kann eben dadurch auch begründen, warum der Karlsplatz durch die „Aktion scharf“ „geräumt“ werden muss.

In § 36a Abs. 1 des Sicherheitspolizeigesetzes heißt es: „Die Sicherheitsbehörde kann einen bestimmten Ort, an dem überwiegend minderjährige Menschen in besonderem Ausmaß von auch nicht unmittelbar gegen sie gerichteten strafbaren Handlungen nach dem Strafgesetzbuch, dem Verbotsgesetz oder gerichtlich strafbaren Handlungen nach dem Suchtmittelgesetz bedroht sind mit Verordnung zur Schutzzone erklären.“

Eine Schutzzone ist also eine temporäre Einrichtung, an der die Polizei ohne konkrete Begründung, nur nach der potentiellen Straffähigkeit, ein Begehungsverbot aussprechen kann. Im Gesetz heißt es: „Im Bereich einer Schutzzone nach Abs. 1 sind die Organe des öffentlichen Sicherheitsdienstes ermächtigt, einen Menschen, von dem auf Grund bestimmter Tatsachen, insbesondere wegen vorangegangener gefährlicher Angriffe, anzunehmen ist, dass er strafbare Handlungen nach dem Strafgesetzbuch, dem Verbotsgesetz oder gerichtlich strafbare Handlungen nach dem Suchtmittelgesetz

begehen **werde** (Hervorhebung durch P.Z.), aus der Schutzzone wegzuweisen und ihm das Betreten der Schutzzone zu verbieten.“

Dieses Gesetz ermächtigt also dazu, Personen, die keine strafbare Handlung begehen, allein aufgrund ihrer Erscheinung und der daraus resultierenden „Annahme“, mit einem Betretungsverbot zu belegen.

Wir erfahren in der Komposition *Trotz Schutzzone* also eine weitere Dramatisierung der Zustände, die ihre Steigerung im anhaltenden Leid der Anrainer und Passanten erfährt, die „trotz“ der bisher getroffenen Maßnahmen, dem „Wahnsinn“ nach wie vor ausgesetzt sind.

Hier könnte gesagt werden, dass die Markierungen nun gesetzt sind. Einerseits haben wir es also mit einer Gruppe des Innen des Diskurses (Anrainern und Passanten) zu tun, deren Situation immer schlimmer wird, die trotz der Etablierung einer Schutzzone schutzlos sind. Andererseits steht diesen Personen der Wahnsinn in Form einer ganzen Palette an Abnormalem gegenüber: *Gewissenlose Dealer, taumelnde Drogen- und Alkoholsüchtige, Obdachlose, Bettler* denen rechtzeitig ein Ende bereitet werden soll. Des Weiteren zeigt sich, dass der Artikel nicht eine kategorisierbare Gruppe verbildlicht, sondern ein ganzes Repertoire des Ausgeschlossenen anführt, um den Raum der Räumung zu bereiten. Das „Obdachlose“ ist hier nur Teil eines noch größeren Territoriums des Unmenschlichen. Dementsprechend hat es seine erste Aufbereitung erfahren, indem es die Eigenschaften erhielt, die der „Kronen Zeitung“ gemäß, den Raum des Normalen verknappen.

Die Integration in den Diskurs erfolgt durch den Ausschluss eines symbolischen Anderen, er tritt nicht als Person mit Namen in Erscheinung, sondern begegnet uns ausschließlich als substantivierte Eigenschaft ohne Gesicht, dessen einziges Attribut der Makel ist, der an ihm lastet. Es ist kein Mensch der bettelt, sondern ein *Bettler*, sie gehen nicht sie *taumeln*, sie haben kein Gewissen und sind zudem noch *süchtig*. Das Repertoire der beschworenen Symbole lässt uns erahnen, dass hier keine versöhnlichen Töne angeschlagen werden. Vielmehr zeigt diese erste Aufzählung, dass es sich um eine Polemik handelt, um einen Versuch den Wahnsinn zu begrenzen, der uns alle, im

Lichte der herannahenden EURO bedroht. Eine Taxonomie der Gefahr, die gerade in ihrer postulierten Gegensätzlichkeit, all das beherbergt, was *schlimm* ist.

"Aktion scharf" rund um das Wiener Problemkind Nummer eins: dem Karlsplatz. Nach der jüngsten Beschwerdeflut von verängstigten Passanten und verärgerten Geschäftsleuten will die Exekutive nun hart durchgreifen. Personalaufstockung, doppelt so viele Patrouillen, gezielte Schwerpunktaktionen mit Unterstützung der Sondereinheit WEGA und Hundestaffeln- so die Kampfansage der Wiener Polizei.

Und so gesehen ist das, was im nächsten Absatz folgt, logische Konsequenz dieser dichotomischen Gegenüberstellung des Devianten mit dem um Schutz und Sicherheit Bemühten. Der Begriff „Karlsplatz“ erfährt eine weitere Verknappung seiner Bedeutung und ist jetzt vollends *Problemkind*. Die Proposition des nächsten Satzes eröffnet den Raum für die darauffolgende militärisch anmutende Berufung einer stabsmäßig geführten Kommandoaktion. Durch das eröffnen eines Zeithorizonts „der jüngsten Beschwerdeflut“, der zugleich auf Brisanz (*Flut*), wie auch auf das schon längere Vorhandenseins der „Zustände“ verweist, in Verbindung mit den *verängstigten Passanten* und *verärgerten Geschäftsleuten*, also jener Seite des „Konflikts“ durch dessen Emotionalisierung sich die Leser solidarisieren sollen, soll der Wunsch nach *hartem durchgreifen*, gleichsam auch auf die Leser übergehen. Die darauffolgende Aufzählung verdeutlicht und dramatisiert dadurch nur umso mehr das *Problemkind* Karlsplatz, dem nur mit schwersten symbolischen Geschütz beizukommen ist, als es gleichzeitig klar macht, mit welcher Anstrengung man dieser Gefahr beikommen muss, um den Bann erfolgreich aufzuerlegen.

„Auch wenn alle bisherigen Versuche, die zwielichtige Szene vom Karlsplatz zu verbannen, gescheitert sind, zeigt man sich bei der Exekutive zuversichtlich.“ Wir werden bis Mitte Mai jeden Tag extrem hart durchgreifen. Dann wird darüber Bilanz gezogen, ob und wie sich die Lage rund um den Karlsplatz verbessert hat“, so Karin Strycek von der Bundespolizeidirektion Wien.“

Jüngste Beschwerdeflut, alle bisherigen Versuche Iterationen eines Sachverhalts, der uns jedoch im Artikel bisher noch nicht konkret in Form einer Aussage begegnet ist. Vielmehr wird hier auf ein bestimmtes Ereignis angespielt, dass paradoxerweise nicht

erklärt werden muss, da es durch die ständige Wiederholung die es erfährt, gleichsam dann doch in die Welt gesprochen wird, um später wieder als Referenz für die Aktionen der Polizei zu dienen. In der Wiederholung wird das Echo der nahenden Bedrohung erzeugt und sogleich auch mit einem Objekt der Feindschaft verknüpft, *die zwielichtige Szene vom Karlsplatz*, deren Bekämpfung nun sogar eine Steigerung von *hart* zu *extrem hartem Durchgreifen* im Zitat von Karin Strycek erfährt.

Mit der EURO sollen die Maßnahmen nichts tun haben: "Trägt diese verstärkte Präsenz Früchte, wird sich auch nach der Europameisterschaft nichts ändern. Ein "Krone"-Lokalausweis am Montag, dem ersten offiziellen "Aktionstag", hat gezeigt, dass sich die Exekutive einiges vorgenommen hat. Trotz der offensichtlichen Präsenz zahlreicher Beamter ließen sich Dealer nicht beirren und verkauften nur ein paar Meter weiter seelenruhig ihre Drogen. "Irgendwann wird es auch diesen Leuten zu blöd sein, jeden Tag vor uns wegzulaufen zu müssen", so ein Polizist. Dass sich die Szene danach irgendwo außerhalb ansiedelt, ist jedoch zu befürchten . . .

Wurde im Eingangsabsatz noch geschrieben „*rechtzeitig zur EURO will die Polizei* [...]“, müssen die Leser nun erstaunt feststellen, dass die *Maßnahmen* keinen Bezug zur EURO haben *sollen*, gleichzeitig wird dadurch aber suggeriert, dass dies eben doch der Fall ist. Dem Autor gelingt es damit, einen nicht geklärten Sachverhalt als Grund für die „*Aktion scharf*“ wenn nicht zu etablieren, so jedoch zumindest als Möglichkeit in die potentiellen Erwägungen und Schlussfolgerungen der Leser miteinzubeziehen. Die Tendenz der vorherigen Absätze in der die „Kronen Zeitung“ von Seiten der Polizei berichtet, wird beibehalten, nun aber um die Facette des *Lokalausweises* erweitert. Die „Kronen Zeitung“ bestätigt, dass *sich die Exekutive einiges vorgenommen hat* und macht so deutlich, wessen Anliegen sie verteidigt, indem sie die Bemühungen der Polizei nicht nur darstellt, sondern diese auch zu Wort kommen lässt und auch in *Ausweis* nimmt. Die Kehrseite dieses Berichts drückt sich in der Sprachlosigkeit der *Szene* aus. Weder werden Interviews mit dem *Zwielicht* geführt, noch gibt es anderwärtige Darstellungen (z.B. die Nennung eines Namens, biographische Details etc.), die es zulassen könnten, dass die Leser Näheres über das zu Bekämpfende erfahren, oder diese gar zu Wort kommen lässt. Vielmehr wird wieder die Hartnäckigkeit der Dealer in den Vordergrund gerückt, die trotz Präsenz der

Polizei weiterhin *seelenruhig* Drogen verkaufen. Das Seelenruhige verweist uns so umso dringlicher auf seine Kehrseite, Schamlosigkeit, Skrupellosigkeit, auf diesen voraussetzungsvollen Raum den das *Zwielicht* wiederum zum Ausdruck bringt. Die Vernunft scheint abhandengekommen zu sein, irgendwann wird es *auch diesen* (Hervorhebung durch P.Z.) *Leuten zu blöd*; die Erkenntnis der ausweglosen Situation wird und muss, gleich einem Naturgesetz, die Wirkungen zeitigen, die ohnehin von vornherein festgelegt wurden; das Verhalten von *diesen Leuten* ist schlichtweg absurd. Aber eben dadurch, dass *diese Leute* nicht dem Normalen angehören, ist es nur sicher, dass sich dieser scheinbare Zusammenschluss amorpher Körper in andere Gegenden der Stadt ergießt. *Dass sich die Szene danach irgendwo außerhalb ansiedelt, ist jedoch zu befürchten . . .* Fazit: Dem *Problemkind* ist so also nicht beizukommen. Der militärisch anmutende Sicherheitsdiskurs verschränkt sich mit einem, wenn nicht dem des Wahnsinns, so jedoch mit einem Diskurs des abnormalen Anderen, der eben gerade durch seine ihm anmutende Irrationalität nicht mit konventionellen Mitteln zu „bekämpfen“ ist.

Diskurstheoretische Schlussfolgerung

Die Diskursposition, also der ideologische Ort den dieser Artikel bezieht, lässt sich unschwer einem hegemonialen Diskurs zuordnen. Die zentrale Demarkationslinie der Zugehörigkeit stellt die Differenz von den gültigen Normalitätskonstruktionen dar, jedoch ist die Handlungsanweisung mit der der „Abweichung“ begegnet werden soll, nicht von sozial-interventionistischen Techniken gekennzeichnet, dem Versuch also zu „normalisieren“ (vgl. Otto/ Ziegler 2005: 122), sondern lässt sich als Sicherheitsdiskurs im Gewand kriegischer Rhetorik beschreiben. So geht das Gesagte des Artikels einher mit einer indirekten Anstrengung die angewendeten Mittel der Exekutive als angebracht und verhältnismäßig erscheinen zu lassen. Es kann daher von einer „Normalisierung der Sicherheitstechnologien“ (Bröckling/ Krasmann 2000: 14) gesprochen werden, in dem Sinne in dem es die Techniken legitimiert, die zur Verteidigung des „empirisch Normalen“ (ebd.) angewendet werden. Es entspricht dem Verfahren des Artikels, dass mit keinem Wort auf die tatsächliche Bedrohung

eingegangen wird, diese wird stattdessen vorausgesetzt, oder scheint selbsterklärend zu sein.

Die „hoffnungslose Geschichte der Unterprivilegierten“ von der Rose spricht (2005: 101f), findet sich auch in diesem Artikel wieder in Form der „moralischen Stigmatisierung von Abhängigkeit, Bedrohung und Verderbtheit“. Die Bewegung des Textes ist in dieser Hinsicht eindeutig. Auf der einen Seite stehen Polizei, Anrainer und Passanten, die den Lesern gleichsam als Material der Identifikation vorgestellt werden. Zur anderen Hand finden wir das Deviante und Amorphe im Gewand einer Negativ-Zuschreibung, das als Gegenpol fungiert und eben dadurch den Boden einer Norm bereitet, der uns im Artikel selbst nur als beunruhigendes Echo begegnet.

„Das Geschehen betrifft die Ausgegrenzten, die auf eine exterritoriale Existenz verwiesen werden, aber es ist zugleich ein Vorgang der nach Innen wirkt. Nicht nur wird Gesellschaft integriert, auf einer höheren Ebene, indem Ausgrenzung das Ganze zusammenhält, auf einer tieferen Ebene, indem die Nicht-Ausgegrenzten den Mechanismus der Kontrolle verinnerlichen und selbst praktizieren. Darin gründet, dass Ausschlussstechnologien immer wieder Verfahren des Einschließens und Wegsperrens mit solchen der Erregung von Aufmerksamkeit verbinden. Sie operieren damit, dass demonstrativ die Abweichenden aus dem Blick gebracht [werden]“ (Foucault 2003: 261 nach Anhorn; Bettinger 2005: 104).

Operative/ Rhetorische Mittel

Die Substantivierung negativ behafteter Begriffe scheint grundlegendes Werkzeug journalistischer Arbeit innerhalb der „Neuen Kronen Zeitung“ zu sein. Die Taxonomie von Negativen in Verbindung mit den Komparativen (härter, immer schlimmer etc.) erzeugt einen Raum, in dem der Einsatz von Gewalt letztlich als positives Mittel zur Lösung des „Problems“ erscheint. Die Wiederholung eines Sachverhalts, der im Text nicht einmal benannt wird, die simulierte Bezüglichkeit der Referenten erzeugt ein Echo, das zugleich Diskurs ist, aber ohne das zu benennen, was als Wahrheit zu gelten habe. Vielmehr operiert der Text auf einer Ebene, in denen die Signifikanten unerheblich werden, hingegen wird das emotionale Bild, der Effekt der aus der Wiederholung entstehen soll, in den Vordergrund gerückt. Dies belegt auch die am

Anfang zu findende ironische Anspielung: *der ganz normale Alltag rund um den Wiener Karlsplatz*, die zugleich als Konnotation, als Verbindung dient, um zwei verschiedene Inhalte zu vernähen, nämlich den Ort Karlsplatz mit seinem *Problemkind* und so auch lächerlich zu machen, um ihn letztlich aus der Norm auszuschließen. Eine ausschließende Einschließung (vgl. Agamben 2002) qua Verknappung durch die Emblemierung des Begriffes Karlsplatz.

„Im Zeichen des Nicht-Lebbaren“

Wenn wir uns wieder in Erinnerung rufen, dass die Repräsentation, die die Ausschließung erfährt, Effekt einer Verwerfung ist: Auf welchen äußeren Rand verweist uns dann dieser Text, welchem inneren Ekel folgen die Bruchlinien, die sich durch den gesamten Artikel ziehen, oder geht es vielmehr um Affekte der Angst, wie dies auch das entworfene Bild der Exekutive und der mit ihm ins Feld geführte Sicherheitsdiskurs nahelegt? Zwei Bewegungen bestimmen das Geschriebene. Zum einen sehen wir das Innere vor uns, dass sich anhand der Exekutive, Passanten und Geschäftsleute beschreibt, deren Antwort auf die Bedrohung mit geradezu kriegesischen Mitteln vollzogen wird. Zum anderen einen Diskurs, der sich weniger durch konkrete Manöver, Strategien oder Taktiken hervorhebt, sondern vom nicht sprechenden Triebhaften bestimmt wird. Es begegnet uns im Text wie die Verfehlung einer Performance, die eben durch ihr Scheitern einen Bereich des Verworfenen konstituiert, der schließlich zum Verlust ihrer kulturellen Intelligibilität führt (vgl. Möbius 2006: 252), also sprachlos ist. Die Vernunft, so scheint es, trifft auf ihren äußeren Feind, der mit allen Mitteln (Legalität, Legitimität spielt im Artikel keine Rolle) bekämpft werden darf und soll. Ein entmenschter Gegner, reduziert auf die in seinen Leib eingeschriebenen Zeichen, der letztlich allein durch seine Anwesenheit zur gewaltvollen Antwort aufruft. Der Artikel stellt es als Bedrohung der Norm dar, verweist uns aber letztlich auf eine Phobie der Differenz, durch das nie als konkretes Ereignis auftretende Echo einer postulierten Krisis. Einheitlicher Bilder, einheitliche Grenzen, Gut und Böse, schwarz und weiß. Der Andere ist ein Sicherheitsproblem, das Angst erzeugt und nur im Zwielficht, im Dazwischen, im Bereich des Nicht-Sichtbaren, Nicht-Sagbaren, in der Verbannung seine Existenzberechtigung besitzt. Es hat einen

Ort, aber dieser Ort darf nicht unter den Lebenden sein, da er diesen mit dem eigenen Tod „infizieren“ (vgl. Kristeva 1982: 13) würde. „The phobic has no other object than the abject.“ (ebd.: 15).

Allgemeine Darstellung

Text 2 der Analyse erzählt von Vorfällen die sich 2 Jahre vor der „Aktion scharf“ am Karlsplatz ereignet haben sollen. Während Text 1 eine allgemeine Bewegung illustrieren sollte, wollen wir anhand des folgenden Textes sehen, wie konkrete „Fallbeispiele“ in die gesamte Ausschlussmatrix fließen. Dieser spezifische Text wurde gewählt, weil er die oben angeführten Grenzen noch einmal einschärfend wiederholt und zudem eine Markierung setzt die Text 1 nur angedeutet hat, die aber eine Grundlage aller analysierten Artikel darstellt, sich also immer wieder wiederholt.

Während uns Text 1 spezifische Sicherheitstechniken veranschaulichen sollte, wird im jetzt zu analysierenden Artikel das Augenmerk vom Innen des Normalen in das Äußere des zu Verbannenden verschoben. Der Artikel behandelt also Vorkommnisse und versucht so zugleich eindrücklich eine Darstellung der „Szene“, wobei noch deutlich wird mit welchen Mitteln der Autor des nun nachfolgenden Artikels, Michael Pommer, dies versucht.

Analyse Text 2

Pommer, Michael (2006). Mit Drogen vollgepumpte Neunjährige, 14-Jährige auf der Suche nach... In: "Kronen Zeitung" vom 13.11.2006. S.12.

Der Titel des Artikels lässt wenig Zweifel daran, was im nun Folgenden geschrieben steht und deutet in der Ellipse am Ende das noch größere Ausmaß der „Zustände“, dass den Lesern bevorsteht, an. Durch das angeführte Alter der Personen erhält der Artikel seine erste Emotionalisierung und dramatisiert so das noch ungekannte Ausmaß des zu Erwartenden, gleichermaßen fordert der Artikel dazu auf, durch den Abgrund der sich in ihm aufzutun scheint, weiterzulesen.

Mit Drogen vollgepumpte Neunjährige, 14-Jährige auf der Suche nach Freiern - die Situation auf dem Wiener Karlsplatz war noch nie so schlimm wie jetzt und die sozial Gestrandeten noch nie so jung. Wie berichtet, ist die Situation in diesem Teil Wiens weitgehend entglitten, das Elend wird immer größer. Und der Karlsplatz ist kein Einzelfall.

Wir erfahren also im Eingangssatz die einschneidende Wiederholung des Titels. *Vollgepumpt* symbolisiert im Gefüge des Satzes die ambivalente Seite eines Opfers, das zugleich auch Täter ist. Dieses Verhältnis wird auch in der darauffolgenden Beifügung *14-Jährige auf der Suche nach Freiern* noch einmal iteriert. Das Verdoppelnde der hier zum Ausdruck gebrachten Ambivalenz, eröffnet den Lesern einen Raum der Imagination, der einerseits das Unglaubliche und damit auch Sensationelle einer schon im Kindheitsalter - in das noch im Folgenden beschriebenen „Milieu“ - „abgerutschten“ Existenz zeigt, die beurteilt und somit auch in einen Konnex der Schuldfähigkeit eingeordnet werden kann. Andererseits kehrt sich dadurch die Drastik der Situation hervor, wie sie auch, man beachte den Gedankenstrich im Satz, dann beschrieben wird. [...] *noch nie* [...] *noch nie* [...] erinnert uns erneut, ohne wiederum auf ein konkret anschauliches Ereignis, einen Beleg, zu verweisen, an die Aktualität und damit Brisanz des Themas, die - so suggeriert die Formulierung - auf einen Zenit des Leides hinausläuft. Gleichzeitig wird ein erster Sammelbegriff *die sozial Gestrandeten* eingeführt. Die Semantik des Gestrandeten zeigt uns, dass das

Schiff der Norm gesunken ist und diese Individuen an den äußeren Stränden des Sozialen angespült wurden. Dieses Manöver ermöglicht das Fabrizieren eines Kontexts, der den Wiener Karlsplatz zum Zentrum des aus dem Normalen Gefallenen werden lässt und so spricht der darauffolgende Satz den Verhalt aus, der vorher nur implizit angedeutet wurde. *Wie berichtet, ist die Situation in diesem Teil Wiens weitgehend entglitten, das Elend wird immer größer.* Während andere Teile Wiens also unter Kontrolle stehen, ist sie am Karlsplatz *weitgehend entglitten*. Und wiederum zeigt sich eine Verdopplung. Zum einen scheinen die Methoden der Regulierung, die bis jetzt zur Anwendung kamen, nicht ausreichend zu sein, um der Situation Herr zu werden, das heißt die Proposition ruft nach mehr Ordnung und Kontrolle. Zum anderen wird dadurch der Fall, das Abgleiten, das sich weiter Ausbreitende und Steigende, das Wachsende des Abnormalen verdeutlicht, das im Substantiv und dem darauffolgendem Komparativ kulminiert: *das Elend wird immer größer.* Der letzte Satz *Und der Karlsplatz ist kein Einzelfall.* scheint an beschwörendem Unheil kaum zu überbieten, wiederholt aber in diesem Sinne nur eine Bewegung des-sich-Ausbreitens, die dem bisherigen um Steigerung und Dramatisierung bemühten Duktus des Autors entspricht, während er gleichzeitig das Echo eines Falles bemüht (ohne diesen jedoch nur in irgendeiner Form zu erläutern), der eben nicht mehr einzeln auftritt. Die Komposition *kein Einzelfall* eröffnet dadurch das Potential einer bestimmten Vorstellung, um durch die andauernde Wiederholung und dem dadurch erhofften Rückfall ins Gewissen, die drohende Gefahr bei den Lesern zu festigen.

Es ist nicht unbedingt ein kriminalistisches Problem, in erster Linie ist es ein (Gesellschafts-)politisches: Seit Jahren ist der Karlsplatz eine Anlaufstelle für sozial Gestrandete, für Drogendealer, Obdachlose, Alkoholiker, für Gescheiterte. Doch so schlimm, sagen die Geschäftsleute, die in der unterirdischen Passage ihre Geschäfte haben, war es noch nie. Tag für Tag das gleiche Bild: Betrunkene liegen schlafend auf dem Boden, Süchtige sind kollabiert, Bettler schnorren die Passanten an. Manche weniger, manche sehr aggressiv. "Doch das Schrecklichste sind die Kinder", sagt der Trafikant vom Karlsplatz. "Die Betroffenen werden immer jünger."

Und dieses Ausbreitende erhält nun seine erste Verschärfung und Zuspitzung. Die Frage der Delinquenz wird durch das Minderjährig-Sein vom Bereich des rein

Kriminalistischen in das Gefüge einer gesellschaftlichen Betrachtung gezogen. Das Delinquate verbindet sich in dieser Art zu einer Diskurs-Verschränkung mit dem Politischen und wird so zu einem Problem, das alle betrifft. Was folgt, ist die Verknappung des Problems in einer auf den Begriff Karlsplatz folgenden Taxonomie: *sozial Gestrandete, für Drogendealer, Obdachlose, Alkoholiker, für Gescheiterte*. Der Signifikant Karlsplatz wird durch die Assoziation mit den Kategorien der verworfenen Formen der Existenz selbst Matrix, die eben diese hervorbringt. Als wäre er (der Karlsplatz) in seiner Gesamtheit selbst gleichsam *Anlaufstelle*. Die territoriale Demarkation des folgenden Satzes repräsentiert daher nicht nur ein Verhältnis „braver“ Geschäftsleute als Entgegensetzung zur *Anlaufstelle*, sondern dient als phantasmatisches Gefäß, das gleichsam das Positiv des nun gezeichneten Negativs als Hilfe zur Imagination darstellt, um so auch dem Karlsplatz als Ort und tragenden Begriff gesellschaftlicher Abgründe weiter zu etablieren. Substantivierte Eigenschaften werden zu Identitäten, die *kollabieren, schnorren, sehr aggressiv sind, schlafend auf dem Boden liegen*. Eine Collage die verbildlicht, was nicht vorstellbar ist und in dem schon fast grotesk anmutenden Ausspruch des Trafikanten mündet: *"Doch das Schrecklichste sind die Kinder"*. Die Bedeutungen der Sätze verschwimmen gleichsam, um in einem Superlativ aller genannten Zustände zu verschmelzen: *das Schrecklichste*.

Der Komparativ *immer jünger* stellt so eine Relation zur Schau, die wiederum auf das Wachsende, sich Ausbreitende verweist, dass uns auch schon im ersten Absatz des Artikels begegnete. Wir stehen also einem Ensemble von Aussagen gegenüber, dass sich gegenseitig verknüpft, Verbindungen eingeht und dadurch einen Raum bereitet, in der der Begriff „Karlsplatz“ zum tragenden Element einer Vielzahl von Propositionen wird, die eine Mannigfaltigkeit an Bedeutungen beherbergen, die in ihrer postulierten Totalität betrachtet, das Begehren, das den Diskurs zu bestimmen sucht, bildet. Zum anderen kennzeichnet der Rekurs auf das Schicksal der beschworenen Kinder die emotionale Verdichtung und Steigerung, die den Artikel aus einem rein der Delinquenz und des Wahnsinns verschriebenen Diskurs löst, um ihn mit einem gesellschaftspolitischen, also letztlich moralisierenden-hegemonialen Diskurs in Verbindung zu setzen. Die Verbindung beider Facetten des Ambigen lässt den Schluss zu, dass der Autor des Artikels nach einer „Säuberung“ und damit auch

„Bekämpfung“, nicht des Phänomens der Drogensucht, der Obdachlosigkeit, oder der Kinderprostitution ruft, sondern nach der des Phänomens „Karlsplatz“.

Es sind die vergessenen Kinder vom Karlsplatz. Verschlissene Kleidung, blaue Lippen von den Drogen, trüber Blick. Keine Schule, keine Familie. Schon Neunjährige torkeln im Vollrausch durch die Gegend. Mädchen, nur ein paar Jahre älter, auf der Suche nach neuen Freiern. "Da gehen 14-Jährige anschaffen", sagt der Trafikant, der es jeden Werktag durch die Auslage seines Geschäftes sehen kann. "Ich verstehe nicht, wie es hier bloß so weit kommen konnte. Mitten in Wien."

Der erste Satz des Absatzes stellt im Kontext der vorher beschriebenen Verhalte die emotionale Klimax dar. Eindrücklich wird ein Kollektivsymbol beschworen und in den darauffolgenden Sätzen weiter ausgemalt, dessen imaginatives Potential wohl alles beherbergt, was jeder konventionellen Vorstellung eines normalen Lebens diametral entgegensteht. Keiner Norm mehr angehörend, wird das Bild einer Welt skizziert, in der es an allem fehlt. *Keine Schule, keine Familie.* Der Taxonomie des Ausgeschlossenen des Karlsplatzes entsprechend, verweist uns die folgende Aufzählung nicht nur auf einen zur „Bekämpfung“ herangezogenen Sicherheitsdiskurs, sondern bezeugt durch den assoziativen Gebrauch der Begriffe „Karlsplatz“ und „Kinder“ das Versagen wohlfahrtsstaatlicher Einrichtungen und den Institutionen einer letztlich moralisch gescheiterten Gesellschaft. „*Mitten in Wien*“ bestätigt der ominöse Trafikant den Lesern, der als rationaler Zeuge dem Wahnsinn beiwohnt und dadurch dem „vor Ort“ Bericht die scheinbare Autorität verleiht, um die Glaubhaftigkeit zu gewinnen, die es benötigt um auch von den Lesern angenommen zu werden. Das Skandalöse der *vergessenen Kinder* wird mit dem an die Pest erinnernden Eigenschaften des Karlsplatzes verbunden, die so gemeinsam zu einem Szenario der sich ausbreitenden Bedrohung aller Kinder werden. Gleich der Bewegung einer Synekdoche *pars pro toto* wird so ein beispielhafter Sachverhalt zu einer sublimen Verallgemeinerung, eben durch die epidemische Bewegung die dem Karlsplatz selbst inhärent zu sein scheint.

Und nicht nur dort. Das "Karlsplatz-Virus" hat längst mehr Standorte befallen. Den Westbahnhof zum Beispiel, größere U-Bahn-Stationen, Teile der Meidlinger Hauptstraße. Peter Kollin, Obmann der Karlsplatz-Kaufleute: "Wie oft ich die

Stadtverwaltung schon auf das Problem aufmerksam gemacht habe. Aber anscheinend will uns dort niemand helfen!"

Im letzten und zusammenfassenden Absatz wird daher nur noch umso deutlicher ausgesprochen, was den Lesern ohnehin schon klar sein müsste. Der Verdacht einer Konkretisierung der Epidemie wird bedrohliche Realität. Der "*Karlsplatz-Virus*" breitet sich aus. Was einst nur den Trafikanten und Geschäftsleuten zuzumuten war, wird bald als Bedrohungsszenario für alle mögliche Realität. Die vorhergehende emotionale Mobilisierung durch die schiere Menge an Adjektiven, die den Geschichten beigemischt wurden, mündet nun in eine Verknappung des Raumes, der keine Deutung mehr zulässt. Dennoch schließt der Artikel mit einem Zitat, das im Kontext des restlichen Geschriebenen doch recht paradox anmutet. Es scheint unklar zu sein, ob die Kaufleute nun um die Kinder oder ihre Geschäfte besorgt sind, bekümmert sind wegen der Ausbreitung des Virus, oder das fehlende Engagement der Stadtverwaltung beklagen. Im Lichte des Duktus dieses Textes scheint es daher eher zutreffend zu sein, dass das Zitat eine Wiederholung der Brisanz darstellt, die weniger zur Vertiefung des Inhalts Anwendung findet, sondern vielmehr identifizierende Kräfte freilegen soll, die die Eingängigkeit des Artikels erhöhen. Die Aussage des Obmanns stellt in diesem Sinne die Brücke, die das eigene Selbst der Leser in den Kontext der Ähnlichkeiten rückt, um den Rückfall ins Gewissen zu bewirken, der nötig ist, um die Verhalte quasi anzueignen.

Diskurstheoretische Schlussfolgerung

In diesem Fall scheint sich die Diskursposition, die den Text zu bestimmen scheint, von nur einem ideologischen Ort aus zu entfalten. Die adjektivreichen Erzählungen der Kinder verweisen auf eine postulierte Vorstellung des moralisch Verwerflichen, die zugleich auch Kritik an staatlichen Fürsorgekapazitäten in sich trägt. Die Drogensucht und Prostitution der Kinder zeichnet ein Bild in der Armut als ein Produkt fehlender Disziplinierung, Bildung und fürsorglicher Erziehung erscheint (vgl. Cremer-Schäfer 2005: 148), wobei dieses Ensemble wiederum in den Kontext einer „Anomie“, eine Form von sozialer Desorganisation verwebt wird (vgl. Cremer Schäfer/ Steinert 2000), wie es die Assoziation mit den *sozial Gestrandeten* nahelegt. *Es ist nicht unbedingt ein*

kriminalistisches Problem, in erster Linie ist es ein (Gesellschafts-)politisches. Die Formulierung legt den Schluss nahe, dass es sich um einen wohlfahrtsstaatlichen Diskurs handelt, der mit Manövern der Disziplinargesellschaft operiert. Der semantische Raum der durch den Begriff des Kindes eröffnet wird, verweist durch die Einbettung in den übergeordneten dysfunktionalen Ort des Karlsplatzes, auf eine Kritik an einer spezifischen räumlichen Organisation der Gesellschaft (vgl. Best 2003: 70). Gerade das Schicksal der Kinder, wie es vom Autor ins Zentrum des Artikels gerückt wurde, bekräftigt durch das im Artikel einmal verwendete Attribut *vergessen*, ein Scheitern, dessen Schuld in größeren Zusammenhängen zu suchen ist. Zwar ist das Panoptikum, wie es von Foucault in *Überwachen und Strafen* (1976) dargestellt wurde, nicht Teil dieser Thematisierung, jedoch spielen andere Teile des Theorems eine große Rolle, obwohl diese im Text selbst nur als Kehrseite, als Implizite in Erscheinung treten. Der mannigfaltige Gebrauch der Kinder suggeriert das Fallen aus einer gebotenen, der Kindheit entsprechenden Normalitätskonstruktion; „das“ deviante Andere lebt in Sphären, in denen Leistung keine Rolle spielt, sein moralischer Verfall bezeugt die fehlende Disziplin, die letztlich alle zu infizieren droht.

Der Ruf nach der *Stadtverwaltung* bezeugt, dass die Norm (schulische Ausbildung, Arbeit, Karriere, etc.) brüchig wird und wiederhergestellt werden muss. Dieser Komplex wird in Bezug zu den epidemischen Eigenschaften des Karlsplatzes gesetzt und bedeutet den Lesern in seiner Umwendung, dass es „eingedämmt“ werden muss. Wenn Disziplinartechnologien auf eine Hierarchie des Geeigneten und Ungeeigneten verweisen (vgl. Bröckling; Krasmann 2000: 13), dann versucht der Artikel durch seine Assoziative klar zu machen, dass letztlich alle „Kinder“ aus der Norm zu fallen drohen, falls der zum Grotesken tendierenden Ausbreitung des *Karlsplatz-Virus* weiterhin keine Taten folgen. Gerade die Verbindung *vergessene Kinder* und *Karlsplatz-Virus* kann so gesehen nichts anderes darstellen, als die akute moralische Desintegration einer ganzen Gesellschaft und zeigt so auch einen massiven Verlust an Sicherheit für alle an, die letztlich fatale Folgen für alle *Mitten in Wien* hätte.

Operative/ Rhetorische Mittel

Text 2 vollzieht zwei fundamentale Bewegungen, um den Raum zu bereiten. Zum einen ist dies die mannigfaltige Verwendung des Begriffs *Kinder* und seiner je nach Begehren des Textes verschobenen Bedeutung. Während der Begriff zu Beginn zur Skandalisierung einer dem Abgrund zu strebenden Situation verwendet wurde, erhält er im zweiten Teil des Textes eine nahezu ausschmückende Breite an Eigenschaften, um das Ausmaß der Situation farbkünftig zu kontextualisieren. Die wiederholende Verwendung des Temporaladverbs *nie* im ersten Absatz ist hier zugleich unbestimmter Verweis auf vorhergehende (unbekannte) Ereignisse und Manifestation einer um Zuspitzung bemühten rhetorischen Figur, die sich durch den gesamten Text zieht. Wie Text 1 verwendet auch Text 2 eine Fülle an Komparativen (*immer größer, immer jünger*), um den vorgestellten Sachverhalt zu dramatisieren. In seiner zweiten Verwendung wird dem Begriff *Kinder* die amorphe Fülle des Ausgeschlossenen vorangestellt, um so gleichsam den Raum und den Abgrund in dem diese Kinder sich befinden, zu illustrieren. Der Superlativ *das Schrecklichste* schließt daher nur umso mehr die Bedeutung einer Ausweglosigkeit mit ein, als es suggeriert, dass es dem Karlsplatz „eigentlich“ nicht zugehörig ist. Eben gerade die Ambiguität des Begriffes *Kinder* ermöglicht das Einbeziehen eines Skandals und gleichzeitig dessen Verallgemeinerung als (*Gesellschafts-*)politisches Problem. Der Person des Trafikanten kommt in diesem verdoppelnden Effekt die Funktion eines Beobachters und Stellvertreters zu, mit dem sich die Leser identifizieren können, da sie, durch das Schockierte, das der Trafikant zu repräsentieren scheint, in einen moralischen Kontext gezogen werden, der das Urteil über die Vorkommnisse schon in sich trägt. „Der Trafikant“ stellt die emotionale Brücke zur Verfügung, um den Lesern den Rückfall in das eigene Gewissen zu erleichtern.

Wichtigster Punkt jedoch am gesamten Text sind die verknappenden Prozeduren, die den Begriff Karlsplatz ihre Prägung auferlegen. Während zu Beginn, so könnte man glauben, der Fokus der Berichterstattung auf dem Schicksal der Kinder liegt, wandelt sich diese Annahme spätestens, wenn vom *Karlsplatz-Virus* gesprochen wird. Ziel des gesamten Artikels scheint es letztlich zu sein, dem Begriff des Karlsplatzes ein Stigma aufzuerlegen, um bei der einfachen Verwendung des Wortes alle nötigen Assoziationen bei den Lesern ins Leben zu rufen. Der amorphe Andere wird zur

Anomie, die sich gleich eines Virus in der ganzen Stadt verteilt. Aus dem Kontext einer spezifischen sozialen Problemstellung befreit, kann nun alles *befallen* und demoralisiert werden. So gesehen ist die Funktion der *Kinder* im Text nichts anderes, als die notwendige Moralisme, um das groteske Andere als eine nach den Gesetzen einer Krankheit operierende Verwerfung zu etablieren. *Hilfe!* Ruft der Obmann am Ende des Artikels und dieser Schrei gilt hierbei nicht der Stadtverwaltung, sondern ist Aufforderung an die Leser, der Bedrohung sozusagen ins Auge zu blicken.

„Zombieapokalypse“

Während uns Text 1 eine erste Bestimmung des Anderen (durch die Techniken die zu seiner Bekämpfung Anwendung finden) zeigt, vertieft Text 2 diese Bewegung und stellt uns die dem Phänomen „Karlsplatz“ immanenten Modi vor, die, so scheint es durch den Text zu flimmern, letztlich das moralisch Verwerfliche inkorporieren. Dieses moralisch Verwerfliche bezeugt seine innere Bewegung, durch die Expansivität, die seiner postulierten Natur inhärent zu sein scheint und die letztlich, wie dies aus Zombie Filmen bekannt ist, alles zu befallen droht. Das Emblem des Ortes Karlsplatzes als eben jene Geburtsstätte, die unentwegt und auch noch in seiner Qualität zunehmend verworfene Subjekte gebärt, wird dadurch zu einem Begriff, der bei seiner bloßen Erwähnung alle Assoziative hervorruft, die das Repertoire der „Neuen Kronen Zeitung“ bilden. Die Beschwörung des „viralen“ Anderen, seine ständige Verwebung in den Text, die Bekräftigung seiner Bedeutung durch die andauernde Wiederholung, will den Lesern klar machen, dass die Bedrohung nicht im Außen verblieben ist, sondern danach trachtet, in das Innere der Gesellschaft vorzudringen, um alles in seinen Abgrund zu ziehen. Während Text 1 die Kräfte der Abwehr beschwört, formiert Text 2 ein Begehren nach dem Erhalt bestehender Vorstellungen von Normativität. „I speak to it in vain in order to exclude it from what will no longer be, for myself, a world that can be assimilated. [...] Not at all an other with whom I identify and incorporate, but an Other who precedes and possesses me, and through such possession causes me to be.“ (Kristeva 1982: 19). Das Böse scheint zu siegen, seine Kräfte nehmen zu und wenn nicht etwas unternommen wird, ergießen sich eben diese negativen Kräfte über die ganze Stadt, gleichzeitig scheint die

propagierte Vorstellung von Moral nur als eben jene Form zu bestehen, die sich als dieser „virale“ Andere realisiert. Wir sind all das, was sie nicht sind. Ich bin ich, weil ich nicht du bin. Will unser Gutes leben, muss dieses Böse sterben. Letztlich wird dieses Virus nichts anderes als der moralische Verfall, der die gesamte Gesellschaft heimsucht.

Zusammenfassung

Wenn Text 1 und Text 2 nun vergleichend betrachtet werden, können zwei Bewegungen lokalisiert werden, die sich auch in den anderen Artikeln wiederholen (wie noch gezeigt wird) und auf einer gemeinsamen rhetorischen Funktion basieren. Diese Funktion besteht in der Erzeugung eines Echos ohne (zumindest explizit artikulierte) Wahrheit, die durch die andauernde Wiederholung eine Krisis ins Leben spricht, die schließlich dazu verwendet wird, ein dem Begehren entsprechendes Verhältnis des Innen und Außen zu etablieren. Hierbei lassen sich zwei grundlegende Beobachtungen machen. Einerseits wie in Text 1, äußert sich das Verhältnis als ein Innen, dass sich gegen ein Außen mit z.B. militärischen Mitteln zu Wehr setzen muss, da es eben von diesem akut bedroht wird. Es ist ein Sammeln der Kräfte gegen einen Feind, der erst durch eine Beschreibung, durch das Zuschreiben einer gewissen Qualität zur Figur wird, gegen die es Widerstand zu leisten gilt. Andererseits und darin liegt die zweite Tendenz, dient dieses Außen dazu, dem Innen eine definitive Grenze gegenüberzustellen und aufzuerlegen. Während Text 1 mehr Wert darauf zu legen schien, die Kräfte und Mittel zu zeigen, die durch das symbolische Register der Begriffe um den Komplex „Polizei“ gezogen wurden, will Text 2 klar machen, dass es letztlich wir selbst sind, die *befallen* wurden, repräsentiert durch das Schicksal der Kinder. Angelpunkt ist nicht, wie vom Autor dieser Arbeit angenommen, der Begriff „Obdachlosigkeit“, sondern vielmehr das Kollektivsymbol „Karlsplatz“, das einer Vielzahl von Prozessen der Verknappung und Mannigfaltigkeit ausgesetzt ist. Der nun folgende Teil wird sich daher mit der diachronen Anordnung der Bedeutungen rund um den Begriff „Karlsplatz“ beschäftigen, bevor die Ergebnisse dieser Arbeit abschließend zusammengefasst werden.

Strukturanalyse

Der nun folgende Teil wird die Ergebnisse der Untersuchung darlegen und Antworten hinsichtlich der Fragestellung dieser Arbeit geben. Wie aus dem zu untersuchenden Material ersichtlich wurde, spielt der Begriff „Obdachlosigkeit“ eine sekundäre Rolle, da das Wort „Obdachlosigkeit“ keine relevante Position innerhalb der Texte bezieht. Das heißt er tritt nur als Teil einer weitreichenderen Taxonomie auf, dessen Funktion wiederum zur Darstellung eines anderen Sachverhalts dient. Deshalb wurde der Begriff „Obdachlosigkeit“ durch den Begriff „Karlsplatz“ ersetzt, da dieser als geeigneter erschien, um die Bewegungen, die seinen Gehalt jeweils zu bestimmen scheinen, zu illustrieren. Ziel ist es, den Heteroklit „Karlsplatz“ in der Zeit darzustellen.

Zu Beginn lässt sich gleich eine Konstante bestimmen, die sich durch den gesamten Untersuchungszeitraum erhält. Dies ist die grundlegende Assoziierung des Karlsplatzes mit dem Komplex „Drogen“. Die „Neue Kronen Zeitung“ ist in ihrer Diskursposition hier eindeutig, Drogen treten in erster Linie als Problem in Erscheinung, dass mit allerlei möglichen Mitteln bekämpft werden darf. Der Karlsplatz wird dementsprechend mit anderen Begriffen wie „Drogentreff“ (A7), „Suchtgiftszene“ (A11), „Drogenumschlagplatz“ (A22), „Drogenmilieu“ (A27), „Drogensumpf“ (A18), „Gratisspritzen-Paradies“ (A26) etc. kontextualisiert - und das durchgehend. Entsprechend dieser ersten Verknappung wird dieses Andere in der Semantik des „Karlsplatzes“ entweder als „sozial Gestrandeter“ (A14, A15), „Dealer“ (A8) oder „Drogendealer“ (A3/A29), „die Szene“ (A12), „Drogen-Leichen“ (A18), „Gewissenlose Dealer, taumelnde Drogen- und Alkoholsüchtige, Obdachlose“ (A19), „Süchtige“ (A26) etc. thematisiert.

Aus diesem grundlegenden Ensemble, dieser Konstellation des Innen und Außen, speisen sich wiederum andere Diskurse, die jedoch immer wieder genau diese Anordnung wiederholen. Hierbei ergeben sich thematische Häufungen, die innerhalb der untersuchten Jahre variieren.

Kriegsmaschine

Zu Beginn ist der Angelpunkt der gesamten Debatte die Etablierung einer Schutzzone, wie sie in der Analyse des Textes 1 beschrieben wurde, zentral. Diese erste Periode diskursiver Einschreibung erstreckt sich bis 2006, wobei 2005 die meisten Artikel (Art. 1-8) dazu publik gemacht wurden. Diese Periode ist einerseits davon geprägt, polizeiliche Maßnahmen zu propagieren, um das „Problem“ einzudämmen, andererseits davon die U-Bahn Station Karlsplatz in eine Art „Panoptikum“ (Foucault 1976) zu verwandeln, mit dem das deviante Andere kontrolliert und unter Aufsicht gestellt werden kann. Auffallend und in diesem Zusammenhang auf eine Moralisierung des Diskurses verweisend, ist hierbei die Verbindung, die mit der Sicherheit der „betroffenen“ Kinder eingegangen wird. In Artikel 1-3, 16 stellt dies den zentralen Angelpunkt und Hebel der Argumentation dar, da durch das Einführen einer Gefahr für die Kinder, Legitimation für die Maßnahmen der Polizei geschaffen werden soll. *„Zum besseren Schutz für Kinder und Jugendliche startet die Wiener Polizei am Montag einen besonderen "Schulversuch"“* heißt es in A1 und dem folgt sofort die Gegenüberstellung mit dem Repertoire des Ausgeschlossenen: *„Dealer, Obdachlose sowie Drogen- und Alkoholabhängige“*.

In Hinsicht auf das, was bei Deleuze und Guattari (vgl. 1992: 294ff nach Best 2003: 73) „Kriegsmaschine“ genannt wird, also eine Bewegung in der das Innerhalb in seinem Kontakt mit dem Außerhalb eine Deterritorialisierung produziert, das heißt eine Überschreitung der Grenzen, um Herrschaft herzustellen, verweist das Vokabular von Text 1 auf eine Geste der Befürwortung durch das aktive Rechtfertigen und Unterstützen polizeilicher Maßnahmen, um so den Boden für eine Reterritorialisierung zu bereiten. Der Begriff „Sicherheit“ eröffnet so den phantasmatischen Horizont einer Bedrohung, die videoüberwacht (A5, A6, A8, A9), „ausgewiesen“ (A1), in der mit „vereinter Kraft“ (A3) vorgegangen, oder Schüler vor „Rauschgiftabhängigkeit“ (A2) bewahrt werden können. Berichterstattungen über neue Techniken der Videoüberwachung gehen so nahtlos in einen Diskurs der Angst über, in dem der Bedrohung nur durch polizeiliche Maßnahmen beizukommen ist. Das Verworfenen stellt im Lichte dieser Artikel das Noch-Begrenzbare dar, dem nur mit dem rechten Maß an Mitteln begegnet werden muss, um eine Lösung des Problems zu bewirken. Dafür sprechen auch die hin und wieder auftauchenden, vom Autor dieser

Arbeit als „Cop-Stories“ bezeichneten Artikel (A1, A7, A18, A21, A22), die sich offen zu den Positionen und Taktiken der Polizei bekennen. Das heißt in den Artikeln lassen sich Interviews mit beteiligten Beamten, in denen diese die Ereignisse schildern oder Erläuterungen höherer Funktionäre finden, wobei das Deviante stumm, also nicht Teil des sprechenden Diskurses ist. Foucault (1988: 184) schreibt: „Die Polizei regiert nicht durch das Gesetz, sondern durch permanenten ordnenden Eingriff in das Verhalten der Individuen“. „Cop-Stories“ beschreiben demgemäß Normalisierungstechniken und Sicherheitstechnologien, deren Ziel nicht der „konkrete deviante Andere“ ist, sondern die Leser selbst. Das immer wiederkehrende Motiv eines Freund/ Feind - Schemas, die einseitige Berichterstattung zugunsten staatlicher Ordnungsambitionen, Interviews etc. erzeugt eine Verdopplung im Leser, die durch Wiederholung schließlich selbst disziplinierende Wirkung wird. So gesehen wird eine Norm ins Leben gerufen, die selbst keiner Rechtfertigung bedarf, es suggeriert, dass das in den Artikeln Gesagte auch der Ratio der Leser entspricht und kann so, eben durch den Effekt des Echos, das dieses Schweigen beherbergt, unbehelligt von kritischen Reflexionen als das Normale wahrgenommen werden.

So ist der Begriff „Karlsplatz“ in der oben beschriebenen Debatte noch potentieller Raum, der zurückerobert werden kann, auf dem gekämpft wird. Er braucht ein Adjektiv um Verweise herzustellen und Eigenschaften, um zuzuschreiben und ist dementsprechend noch re-signifizierbar durch rhetorische Taktiken. Ein Diskurs dessen Ziel das lesende Individuum ist, der jedoch - und dies unterscheidet ihn von späteren Debatten im Untersuchungszeitraum - auf die Arbeit der Polizei, oder den Schutz der Kinder beschränkt bleibt. Dies ändert sich in der zweiten großen Periode der Berichterstattung, die spätestens mit A12 einsetzt.

Virale Biopolitik

Zentraler Autor dieser Periode ist Michael Pommer, dem es durch seinen Duktus gelingt, das deviante Andere in eine amorphe Anomie zu verwandeln. Aus seiner Feder stammen neun (A13, A14, A16, A17, A19, A20, A24, A25, A27) der dreizehn dieser Kategorie zugehörenden Artikel, wie auch jener der im oberen Teil als Text 2 zur Analyse kam.

2006 stellt das Wendejahr in der Berichterstattung rund um den Karlsplatz dar. Wiederum wird das Schicksal von Kindern beschworen, jedoch sind diese nun nicht mehr Schüler, sondern selbst Delinquenten (A13, A14, A15). Gleichzeitig gelingt mit der Verschiebung weg vom Thema Sicherheit, hin zum Thema jugendlicher „Verwahrlosung“ eine zusätzliche Skandalisierung, die den Blick von tatsächlich stattgefunden Ereignissen zur Beschreibung und Illustrierung der Verhältnisse am Karlsplatz wendet. Waren in Periode 1 Techniken der Kontrolle im Vordergrund, bedient sich die nun im Jahr 2006 abzeichnende Argumentationsführung zusehends Methoden der Dramatisierung. Wie in Text 2 dargestellt, entsteht so ein Bild, das den nun erzeugten symbolischen Anderen jeglicher Facette menschlicher Eigenschaft beraubt, sodass schließlich ein rein auf den Attributen einer Krankheit beruhendes „Symptom“ zurückbleibt, dass in einem zweiten Manöver mit dem Ort selbst verknüpft wird. *Karlsplatz-Virus* (A13), *Der Karlsplatz ist ein Thema. Aber eines das in ganz Österreich wohnt* (A15), *Der Karlsplatz, das Tor zur Wiener Innenstadt - ein einziger Drogensumpf, den offenbar niemand mehr in den Griff bekommt.* (A19), *Die Situation vor allem auf dem Karlsplatz ist eine Beeinträchtigung des sonst positiven Wien-Bildes.* (A20), *Karlsplatz als Drogenparadies* (A24), *Drogen-Szene wird auf ganz Wien verteilt* (A25). Jegliche differenzierte Debatte würde sich dementsprechend ad absurdum führen und so festigen die Artikel zusehends ein Kollektivsymbol, das durch jede neue Assoziierung an Fahrt zunimmt, um den Signifikanten mit seinen pestilenzialen Eigenschaften zu besetzen. So gibt es weiterhin Artikel, die dieses Verfahren nicht explizit anwenden, diese werden aber durch die zusehende Verdichtung des Begriffs und der Häufigkeit der Artikel von Michael Pommer in die symbolische Ordnung integriert. „Drogentod im Kinderzimmer“ (A15), „Neue Kritik an Drogenpolitik“ (A23), „Elf Jahre Haft für Männer, die Opfer gefoltert haben“ (A26), oder „Falscher Polizist strafte Süchtige“ (A28); Schlagzeilen die weiterhin betonen welche Eigenschaften der Ort besitzt ohne notwendig, epidemisch argumentieren zu müssen.

Das Signifikat des Begriffs Karlsplatz wird dadurch zusehends kein Ort in dem gekämpft wird, sondern gegen den gekämpft werden muss. Ein Nicht-Ort, eine Utopie des Verworfenen, der bei seiner bloßen Erwähnung alle Verknüpfungen erzeugt, um nichts weniger zu werden als Ressentiment. *Tausende Süchtige* reisen extra für die

EURO 2008 an (A19) *Ist der Wiener Karlsplatz überhaupt noch zu retten?* (A24) „Horrorszenarien“ werden beschworen: *die Szene wird auf die ganze Stadt verteilt* (A28) etc.

„Jahrtausende hindurch ist der Mensch das geblieben, was er für Aristoteles war: ein lebendiges Tier, das auch einer politischen Existenz fähig ist. Der moderne Mensch ist ein Tier, in dessen Politik sein Leben als Lebewesen auf dem Spiel steht.“ (Foucault 1977b: 170 f.)

Was Foucault hier eindrücklich als Beginn einer biopolitischen Ära markiert, wird für die Leser der „Neuen Kronen Zeitung“ zur Bedrohung mit dem Tod. Diese Darstellung des Anderen, als gewissenlos, aggressiv, delinquent, ruchlos etc. wird mit einer Amorphie verbunden, um ein Potenzial der Bedrohung zu erzeugen, die sich letztlich gleich einer Flutwelle über die ganze Bevölkerung ergießt. Wie im Teil *Zombieapokalypse* gezeigt und besprochen, kann so eine Form des Rassismus beschworen werden, der sich nicht gegen einen äußeren Feind zur Wehr setzen muss, sondern alle Kräfte mobilisiert, die es benötigt, um das Innere zu reinigen. „Ein „interner“ Rassismus der sich auf den Kampf mit den Abnormalen und Degenerierten konzentriert“ (Foucault nach Lemke 2004: 257), eine „Zäsur zwischen dem, was leben, und dem, was sterben muss“ (Foucault 1999 nach Lemke 2004: 257).

Etwas vergiftet diesen homogenen gesellschaftlichen Körper und führt eben durch diesen Infekt zu einer Spaltung, die wiederum nur durch Normalisierung zu kitten ist. Zentrale Linie der Teilung ist nicht die Kategorie „Rasse“, sondern das Kategorienlose selbst, diese Taxonomie des Ausgeschlossenen, die in den Artikeln stets absurd beliebig bleibt, sodass sie letztlich auf alle anwendbar ist. So ist es nicht verwunderlich, dass die oft beschworenen Schutzbedürftigen in ihrer Kehrseite nichts anderes bedeuten, als den Wunsch Thanato-Politik zu betreiben, also zu morden und wenn dies auch nur indirekt geschieht; „jemanden der Gefahr des Todes ausliefern, für bestimmte Leute das Todesrisiko erhöhen oder einfach den politischen Tod, die Vertreibung, Zurückweisung“ (Foucault 1999: 94f.). So gesehen verweist uns dieses Verworfenen auf eine Grenze der Intelligibilität, die verhindert, dass etwas vorgestellt wird, was einfach nicht sein darf. Echo und Zeichenlosigkeit offenbaren einen Effekt, dem die Berichterstattung (und hier hauptsächlich Michael Pommer), immer

wiederholen muss, da es einfach nicht fassbar ist, was da geschieht. Die Offenbarung einer Ratio, der es nicht gelingen will eine Differenz über die Norm hinausgehend zu denken und deshalb dazu verdammt ist, ein Verhältnis zu iterieren, dass letztlich in sich selbst die Bedeutungen zirkulieren lässt. Wie im Teil der „Appellation“ bei Judith Butler besprochen, muss dieser Knecht „Kronen Zeitung“, das Verhältnis von dem, es sich zu befreien sucht, stetig neu hervorrufen, um als das zu verharren, als das es sich vorstellt. Tragische Konsequenz hierbei ist natürlich das Prägen eines spezifischen Sozialcharakters dieses Ausgeschlossenen, der tatsächlich Wirkung entfaltet und in dem die so Bezeichneten eingehüllt werden und unter all den daraus folgenden Konsequenzen zu Leiden haben.

8. Resümee

Nun, am Ende dieser Arbeit kann gesagt werden, dass die Berichterstattung der „Neuen Kronen Zeitung“ wenig Spielraum für Wohlgemeintes übriglässt. Nicht nur bedienen sich die Autoren der Artikel zahlloser Werkzeuge, die einem „guten“ journalistischen Arbeiten diametral entgegenstehen, wie etwa eingeflochtene Verweise auf Ereignisse, die als reine Simulation einer Bedrohung zur Anwendung kommen, die sich stetig repetierende Wiederholung eines Szenarios, dessen Ziel nicht das Informieren der Leser ist, sondern die bloße Skandalisierung, die Darstellung des Anderen als Beschmutzung, des sonst ach so schönen Wienbildes. Die in den Artikeln vorgebrachten Positionen zeigen einen Diskurs, der auf Geschlossenheit ausgerichtet ist und in dem jeder, der diesem totalen Phantasma widerspricht, notwendig fremd und demgemäß zum Feind erklärt wird. Eine Redundanz, deren Konjunktiv auf das stete Vernähen des in den Augen der „Neuen Kronen Zeitung“ Absurden mit seinen verwerflichen Attributen aspiriert. Resultat ist eine Deformation der beschriebenen Körper, die letztlich zu Marionetten eines grotesken Spiels der Selbstbestimmung werden, dessen Telos auf den, wenn auch nur versuchten Mord am symbolischen Anderen verweist. Sicherheit heißt die Klaviatur, auf der gespielt wird und ihre Musik kündigt von der Angst eines Echos, deren Widerhall im Takt des drohenden Todes schwingt. Das so entstehende Dazwischen dieses Rufes nach Gerechtigkeit wird zu einem Gefängnis, das keinen Namen braucht, da kein Raum existiert, in dem seine Bedeutung eingeschlossen werden könnte. Nicht Lokalisierung, sondern immerwährende Bewegung, Hetze, die dem herbeigesehnten Feind auf ewig vor sich herzutreiben sucht. Der signifikante Andere braucht so gesehen keine Entsprechung als Individuum, dem begegnet werden kann, er wird ganz nach Bedarf produziert. Ein Spiegelreflex des Ressentiments, das dem Fremden *a priori* vorwerfen muss, nicht ident zu sein und eben dadurch letztlich dazu gezwungen ist, eine Welt zu beschwören, deren Nomos die Form einer andauernden Grenzziehung ist. Die Kehrseite solcher Art von Berichterstattung ist eine disziplinierende Wirkung die sich nach innen faltet, durch die Todesdrohung die sie gegenüber dem Außen ausspricht. Das Subjekt eines solchen Diskurses (also die Leser) muss befürchten, sofern es den Anforderungen der Anerkennung nicht genügt, dass die letzte Konsequenz die Verbannung ist.

Im Lichte einer solchen Berichterstattung wird es nur allzu verständlich, wenn den, von diesem Diskurs der Angst unterworfenen Subjekten, mit nichts anderem beizukommen ist, als der Einrichtung von Schutzzonen, mit militärischen Anmutenden Räumungen, Verweisungen oder der völligen Umgestaltung Mithilfe panoptischer architektonischer Mittel, wie dies auch tatsächlich in der U-Bahn Station am Karlsplatz geschah. Die durch solche Art von Verfasstem erzeugte Stimmung, trägt letztlich dazu bei, ein Klima zu schaffen, in dem nur bestimmten der Norm entsprechenden Individuen ein Leben erlaubt ist, das auch im Zeichen des Leb-baren vollzogen werden muss. Alles was aus dieser Norm fällt, wird mit dem Tode bedroht und dementsprechend verworfen. Es ist daher nicht verwunderlich, wenn der bloße Anblick eines als „obdachlos“, „drogensüchtig“, „delinquent“ Bezeichneten genügt, damit eine Gesellschaft im Gleichschritt zu traben beginnt. Dies zu verhindern, benötigt jedoch eine Bejahung der Differenz, die in sich schon auf das verweist, was über sie hinaus reicht. Das notwendige Scheitern am Absurden, das jeder Existenz innewohnt, zu akzeptieren, dass das Leben stets mehr ist als das Wort, kann zu einer Bewegung der Freiheit werden, die mehr ist als die Iteration eines nie auflösbaren Verhältnisses der Knechtschaft.

*„Alle Identitäten sind wie ein optischer „Effekt“
durch ein tieferliegendes Spiel erzeugt, durch
das Spiel von Differenz und Wiederholung“
(Deleuze 1997: 11)*

9. Literaturverzeichnis

AOM Quickguide Oktober 2012

Agamben, Giorgio (2002). *Homo Sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben*. Suhrkamp. Frankfurt/M.

Austin, John Langshaw (1962). *How to Do Things with Words*. Cambridge (Mass.)

Austin, John Langshaw (1970). *Performative-Constative*. In: Charles E. Caton (Hg.): *Philosophy and Ordinary Language*. Urbana, University of Illinois Press.

Berndt, Frauke; Kammer, Stephan (Hrsg.) (2009). *Amphibolie – Ambiguität – Ambivalenz: Modelle und Erscheinungsformen von Zweiwertigkeit*. Königshausen & Neumann. Königsberg. S. 7-15.

Best, Ulrich (2003). *Die Konstitution des Sozialen bei Deleuze und Guattari*. In: Gertel, Holger et al.: *Texte zur Theorie der Sozialgeographie*. Jenaer Geographie Manuskripte, Bd. 30. Institut für Geographie. Jena. S. 67-79.

Bublitz, Hannelore (1999). *Foucaults Archäologie des kulturellen Unbewußten. Zum Wissensarchiv und Wissensbegehren moderner Gesellschaften*. Campus Verlag. Frankfurt/ New York.

Borges, Nathalie (2002). *Krone – L'Autriche entre les lignes*.

Butler Judith (1993a). „Für ein sorgfältiges Lesen“. In: In: Benhabib, Seyla et al.: *Der Streit um Differenz, Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart*. Fischer. Frankfurt/M.

Butler, Judith (1993b). *Kontingente Grundlagen: der Feminismus und die Frage der „Postmoderne“*. In: Benhabib, Seyla et al.: *Der Streit um Differenz, Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart*. Fischer. Frankfurt/M.

Butler, Judith (1995). *Körper vom Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Berlin Verlag. Berlin.

Butler, Judith (1997). Körper vom Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Suhrkamp. Frankfurt/M.

Butler, Judith (1998). Haß spricht. Zur Politik des Performativen. Berlin Verlag. Berlin.

Butler, Judith (2001). Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung. Suhrkamp. Frankfurt/M.

Bröckling, Ulrich; Krasmann Susanne; Lemke, Thomas (Hg.) (2000). Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen. Frankfurt/M.

Camus, Albert (2012). Die Pest. Rowohlt. Hamburg.

Cremer-Schäfer, Helga; Steinert, Heinz (2000). Soziale Ausschließung und Ausschließungs-Theorien: Schwierige Verhältnisse. In: Peters, Helge (Hg.). Soziale Kontrolle : zum Problem der Nonkonformität in der Gesellschaft. Leske u. Budrich. Leverkusen. S. 43-64.

Cremer-Schäfer, Helga (2005). Situationen sozialer Ausschließung und ihre Bewältigung durch die Subjekte. In: Anhorn, Roland et al. (Hg.). Sozialer Ausschluss und Soziale Arbeit. Positionsbestimmungen einer kritischen Theorie und Praxis Sozialer Arbeit. VS Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden. S. 161-180.

Deleuze, Gilles (1987). Foucault. Suhrkamp. Frankfurt/M.

Deleuze, Gilles (1997). Differenz und Wiederholung. München. S. 11-47.

Derrida, Jacques (1967). Grammatologie. Suhrkamp. Frankfurt/M.

Dichand, Hans (1977). Kronen Zeitung. Die Geschichte eines Erfolges. Wien.

Dreyfuss, Hubert; Rabinow, Paul (1994). Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. Beltz Athenäum, Wernheim.

Foucault, Michel (1969). Wahnsinn und Gesellschaft. Suhrkamp. Frankfurt/M.

Foucault, Michel (1971). Die Archäologie des Wissens. Suhrkamp. Frankfurt/M.

- Foucault, Michel (1974). Die Ordnung der Dinge. Suhrkamp. Frankfurt/M.
- Foucault, Michel (1976). Überwachen und Strafen. Suhrkamp. Frankfurt/M.
- Foucault, Michel (1977). Die Ordnung des Diskurses. Inauguralvorlesung am College de France – 2. Dezember 1970. Frankfurt/M.
- Foucault, Michel (1977b). Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1, Suhrkamp, Frankfurt am Main.
- Foucault, Michel (1978). Wahrheit und Macht. Interview mit Michel Foucault von Alessandro Fontana und Pasquale Posquino. In: ders. (Hg.), Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit. Berlin 1978. S. 21-54.
- Foucault, Michel (1988). Technologien des Selbst. In: Luther, Martin H. et al. (Hg.). Technologien des Selbst. Fischer. Frankfurt/M. S.24-62.
- Foucault, Michel (1990). Was ist Aufklärung? In: Erdmann Eva et al. (Hg.): Ethos der Moderne. Foucaults Kritik der Aufklärung. Frankfurt/M. S.35-54.
- Foucault, Michel (1999). In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am Collège de France (1975-76). Frankfurt/M.
- Frank, Manfred (1989). Das Sagbare und das Unsagbare. Studien zur deutsch-französischen Hermeneutik. Suhrkamp. Frankfurt/M.
- Gerhard, Ute; Link, Jürgen; Parr, Rolf (2008). Diskurs und Diskurstheorien. In: Ansgar, Nünning (Hg.): Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe. Stuttgart/Weimar. S. 133-135.
- Hall, Stuart (1994). Die Frage der kulturellen Identität. In: ders: Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2. Hamburg. S. 180-222.
- Habermas, Jürgen (1981). Theorie des kommunikativen Handelns. Bd. 1 Handlungsrationalität und gesellschaftliche Rationalisierung. Suhrkamp. Frankfurt/M.
- Hegel, G.W.F. (1986). Phänomenologie des Geistes. Frankfurt/ M. S. 145-155.

Heidegger, Martin (1957). Der Satz der Identität. In: ders.: Identität und Differenz. Stuttgart. S. 9-30.

Jäger, Magret (1996). Fatale Effekte: Die Kritik am Patriachat im Einwanderungsdiskurs. Duisburg. DISS.

Jäger, Siegfried (1999). Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung. Duisburger Institut für Sozialforschung. Duisburg.

Jäger, Siegfried (2001). Diskurs und Wissen. Theoretische und methodische Aspekte einer Kritischen Diskurs- und Dispositivanalyse. In: Keller, Reiner et al. (Hg.). Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 1: Theorien und Methoden. Leske + Budrich. Opladen. S.81-112

Kammler, Clemens (1980) Wissen ist Macht. Über die theoretische Arbeit Michel Foucaults. In: Philosophische Rundschau 3/ 4. S. 185-218.

Kammler, Clemens (1986). Michel Foucault. Eine kritische Analyse seines Werks. Bouvier Verlag. Bonn.

Kronauer, Martin (2000). Ausgrenzung und physisch-sozialer Raum. In: Bröckling, Ulrich; Krasmann Susanne; Lemke, Thomas (Hg.). Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen. Frankfurt/M.

Kristeva, Julia (1982). Powers of Horror. An Essay on Abjection. Columbia University Press. New York.

Lacan, Jaques (1986). Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion, wie sie uns in der psychoanalytischen Erfahrung erscheint. In: Schriften I. Quadriga. Weinheim/Berlin. S. 61-70.

Lemke, Thomas (2004). Die politische Ökonomie des Lebens. Biopolitik und Rassismus bei Michel Foucault und Giorgio Agamben. In: Ulrich Bröckling et al. (Hg.). Disziplinen des Lebens. Zwischen Anthropologie, Literatur und Politik. Gunter Narr Verlag. Tübingen. S. 257-274.

Loibnegger, Klaus; Schiel, Andi (2008). "Aktion scharf": Polizei räumt Karlsplatz. In: „Die Neue Kronen Zeitung“. Wien. S.14-15.

Villa, Paula-Irene (2003). Judith Butler. Campus Verlag. Frankfurt/M.

Kneer, Georg (1996). Rationalisierung, Disziplinierung und Differenzierung. Sozialtheorie und Zeitdiagnose bei Habermas, Foucault und Luhmann. Westdeutscher Verlag. Opladen

Laclau, Ernesto (1981). Politik und Ideologie im Marxismus. Kapitalismus-Faschismus-Populismus. Argument-Verlag. Berlin.

Laclau, Ernesto; Mouffe, Chantal (2000). *Hegemonie und radikale Demokratie*. Passagen. Wien. S. 23-29, 127-213.

Lemke, Thomas (1997). Eine Kritik der politischen Vernunft. Foucaults Analyse der modernen Gouvernementalität. Argument-Verlag. Hamburg.

Link, Jürgen (1978). Die Struktur des Symbols in der Sprache des Journalismus. Zum Verhältnis literarischer und pragmatischer Symbole. München.

Link, Jürgen (1983). Was ist und was bringt Diskurstaktik. In: kultuRRevolution, 2, S.60-66.

Link, Jürgen; Link-Heer, Ursula (1990). „Diskurs/Interdiskurs und Literaturanalyse“. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik, 77. S. 88-99.

Muchembled, Robert (1990). Die Erfindung des modernen Menschen. Gefühlsdifferenzierung und kollektive Verhaltensweisen im Zeitalter des Absolutismus. Rowohlt. Hamburg.

Münzer, Martina (2005). Mit Beratungsstellen gegen Drogensucht. In: "Neue Kronen-Zeitung" vom 25.02.2005. Wien S. 26.

Münzer, Martina (2005). Die Stadt übernimmt Aufgaben der Polizei. "Neue Kronen-Zeitung" vom 31.03.2005. Wien. S. 24.

Rose, Nikolas (2000). Tod des Sozialen? Neubestimmung der Grenzen des Regierens. In: Lemke, Thomas et al. (Hg.): *Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*. Frankfurt/M.

Schneider, Ulrich Johannes (2004). Michel Foucault. Primus Verlag, Darmstadt. S. 82-117.

Searle, John R. (1969). *Speech Acts*. Cambridge.

Torring, Jacob (1999). *New Theories of Discourse*. Laclau, Mouffe and Zizek. Blackwell Publishers. Oxford.

Media Bericht 2005. (www.oeak.at)

Media Bericht 2012. (www.oeak.at)

Parr, Rolf (2008). „Diskurs“. In: Schneider, Ulrich Johannes et al. (Hg.). *Foucault Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Metzler. Stuttgart. S. 233-237.

Pieper, Annemarie (1974). Absurde Logik. Albert Camus‘ Grundlegung einer Philosophie des Lebens. In: *Zeitschrift für philosophische Forschung*, Bd. 28. Frankfurt/M. S. 424-433.

Waldenfels, Bernhard (1991). „Ordnungen in den Diskursen“. In: Waldenfels, Bernhard et al. (Hg.). *Spiele der Wahrheit. Michel Foucaults Denken*. Suhrkamp. Frankfurt/M. S. 282-297.

Ziegler, Holger; Otto, Hans-Uwe (2005). Sozialraum und Sozialer Ausschluss. Die analytische Ordnung neo-sozialer Integrationsrationalitäten in der Sozialen Arbeit. In: Anhorn, Roland et al. (Hg.). *Sozialer Ausschluss und Soziale Arbeit. Positionsbestimmungen einer kritischen Theorie und Praxis Sozialer Arbeit*. VS Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden. S. 115-146.

Zizek, Slavoj (1998). „Jenseits der Diskursanalyse“. In: Marchart, Oliver (Hg.). *Das Undarstellbare der Politik. Zur Hegemonietheorie Ernesto Laclaus*. Turia + Kant. Wien. S. 123-131.

Artikelverzeichnis (gereiht nach Erscheinungsdatum)

- A1: Strasser, Peter (2005). Schutzzone für Schule Karlsplatz. In: "Neue Kronen-Zeitung" vom 11.02.2005. Wien. S. 26.
- A2: Münzer; Martina (2005). Mit Beratungsstellen gegen Drogensucht. In: "Neue Kronen-Zeitung" vom 25.02.2005. Wien. S. 26.
- A3: Münzer, Martina (2005). Die Stadt übernimmt Aufgaben der Polizei. In: "Neue Kronen-Zeitung" vom 31.03.2005. Wien. S. 24.
- A4: Loibnegger, Klaus; Vettermann, Doris (2005). Endstation Karlsplatz! Ganz offen, ungeniert werden in der... In: "Neue Kronen-Zeitung" vom 10.05.2005. Wien. S. 10.
- A5: Hitz, Florian (2005). Kameras für den Karlsplatz jetzt fix. In: "Neue Kronen-Zeitung" vom 01.07.2005. Wien. S. 12.
- A6: Trinkl, Linda; Winkl, Barbara (2005). Kriminalität im "Kamera-Visier". In: "Neue Kronen-Zeitung" vom 27.09.2005. Wien. S. 21.
- A7: Budin, Christoph (2005). "Cobra" verfolgte Dealer in U-Bahn. In: "Neue Kronen-Zeitung" vom 17.11.2005. Wien. S. 12.
- A8: ? (2005). "Überwachung ist ein Erfolg". "Neue Kronen-Zeitung" vom 15.12.2005. Wien. S. 29.
- A9: Schönauer, Erich (2006). Gläserne Polizeiwache eröffnet. In: "Neue Kronen-Zeitung" vom 25.04.2006. Wien. S. 17.
- A10: Jöchl, Martin A.; Pommer, Michael (2006). "Der Karlsplatz leert sich bereits". In: "Kronen Zeitung" vom 24.06.2010. Wien. S. 14.
- A11: Budin, Christoph (2006). Mutter des Opfers: "Ulli suchte nach Liebe - und fand den Tod". In: "Neue Kronen-Zeitung" vom 27.06.2006. Wien. S. 10.
- A12: Brandl, Gregor; Vettermann, Doris (2006). 16-Jähriger starb bei Drogenparty. In: "Kronen Zeitung" vom 19.09.2006. Wien. S. 12.
- A13: Pändi, Claus (2006). Läuft etwas schief? In: "Kronen Zeitung" vom 12.11.2006 Wien. S. 10.

- A14: Pommer, Michael (2006). Mit Drogen vollgepumpte Neunjährige, 14-Jährige auf der Suche nach... In: "Kronen Zeitung" vom 13.11.2006. Wien. S. 12.
- A15: Pommer, Michael; Vettermann, Doris (2006). Schockierende Drogen-Berichte: Schon 7-Jährige trinken Alkohol! In: "Kronen Zeitung" vom 15.11.2006. Wien. S. 10.
- A16: ? (2006). Drogen-Tod im Kinderzimmer. In: "Kronen Zeitung" vom 24.11.2006 Wien. S. 12.
- A17: Pommer, Michael (2007). Mit Projekt gegen die Zone um Schule wird Banden: sicherer! In: "Kronen Zeitung" vom 04.03.2007. Wien. S. 20.
- A18: Pommer, Michael (2007). Wiens schlimmste Drogen-Zonen. In: "Kronen Zeitung" vom 28.09.2007. Wien. S. 14.
- A19: Loibnegger, Klaus; Schiel, Andi (2008). "Aktion scharf": Polizei räumt Karlsplatz. In: „Die Neue Kronen Zeitung“ vom 22.04.2008. Wien. S.14-15.
- A20: Pommer; Michael (2008). Tausende Süchtige angereist: "EM-Preise" auch bei Drogen! In: "Kronen Zeitung" vom 18.06.2008. Wien. S. 14.
- A21: Brandl, Gregor (2008). Junges Drogentrio vom Karlsplatz war tausendmal auf Diebestour. In: "Kronen Zeitung" vom 11.07.2008. Wien. S. 16.
- A22: Jannes, Erwin; Pommer, Michael (2008). Tourismus klagt über Zustände in Wien! In: "Kronen Zeitung" vom 19.06.2008. Wien. S. 14-15.
- A23: Brandl, Gregor (2008). Drogen-Fahnder: "Das Geschäft mit den Ersatzstoffen ufert aus!" In: "Kronen Zeitung" vom 14.08.2008. Wien. S. 15.
- A24: ? (2008). Neue Kritik an der Drogenpolitik. In: "Kronen Zeitung" vom 27.09.2008. Wien. S. 16.
- A25: Pommer, Michael (2010). Karlsplatz als Drogenparadies: Überdosis am helllichten Tag! In: "Kronen Zeitung" vom 13.05.2010. Wien. S. 14.
- A26: Pommer, Michael (2010). "Drogen-Szene wird auf ganz Wien verteilt". In: "Kronen Zeitung" vom 27.05.2010. Wien. S. 24.
- A27: ? (2010). Elf Jahre Haft für Männer, die Opfer gefoltert haben. In: "Kronen Zeitung" vom 18.06.2010. Wien. S. 31.

A28: ? (2010). Falscher Polizist strafte Süchtige. In: "Kronen Zeitung" vom 22.07.2010. Wien. S. 16.

A29: Brandl, Gregor (2011). Botschaft zu Drogen-Problem: "Nigerianer sind keine Dealer". In: "Kronen Zeitung" vom 21.03.2011. Wien. S. 16.

A30: ? (2011). Dealerei: Schutzzone rund um Karlsplatz. In: "Kronen Zeitung" vom 19.04.2011. Wien. S. 16.

10. Anhang

Abstract (deutsch)

Diese Arbeit erschließt diskursive Praktiken, die in der österreichischen Tageszeitung „Der Neuen Kronen Zeitung“ im Zeitraum 2004-2012 anhand der Berichterstattung über den Wiener Karlsplatz zur Anwendung kamen. Schlüsselbegriff der vorliegenden Arbeit stellt der Ausdruck „Obdachlosigkeit“ dar, mit dessen Hilfe nach Prozeduren der Ausschließung geforscht wurde. Zu Beginn werden die Formationsregeln von Diskursen mittels der Theorien Michel Foucaults offengelegt und einer kritischen Revision unterzogen. In einem nächsten Schritt werden die daraus gewonnenen Erkenntnisse mit den Theorien des „Performativen“ und des „Verworfenen“, wie sie in den Thesen von Judith Butler argumentiert werden, verwoben. Die daraus „genähte“ Methode, erschließt in einem weiteren Schritt das „diskursive Gewimmel“ rund um den Begriff „Obdachlosigkeit“, wobei sich herausstellte, dass der Begriff „Karlsplatz“ tauglicher für eine Analyse war, da „Obdachlosigkeit“ nur einen Aspekt eines größeren Repertoires an Zeichen darstellte, die in den Artikeln zur Anwendung kamen. Weiter wurde festgehalten, dass das Ausgeschlossene die Repräsentation eines tieferliegenden Spiels der Wahrheit ist und uns erst in zweiter Linie auf das Feld des Verworfenen verweist. Aus diesem Grunde wurden zuerst einzelne Texte nach Prozeduren der Ausschließung befragt, um in einem weiteren Akt herauszuarbeiten, was über die semantischen Ebenen der Texte hinausreicht. Die Ergebnisse der Forschung beschreiben zwei Bewegungen. Zum einen zeigte sich, dass die Diskurse in „Der Neuen Kronen Zeitung“ auf einen, wie es Foucault nannte, „inneren“ Rassismus verweisen, dessen Ziel das Delinquente und Abnormale ist, wie es durch das Kollektivsymbol „Karlsplatz“ zum Ausdruck gebracht wird. Zum anderen bezeugt dieser „innere“ Rassismus ein Feld des Verworfenen, eine amorphe Anomie die in den Artikeln als Virus beschrieben wird. Eine Bedrohung mit dem Tod, die letztlich nach Innen wirkt und zur Herstellung von Normalität Anwendung findet.

Schlüsselbegriffe: Appellation, Biopolitik, das Ausgeschlossene, das Verworfene, der Andere, „Die Neue Kronen Zeitung“, Diskurs, Diskursanalyse, Judith Butler, Karlsplatz, Michel Foucault, Obdachlosigkeit, Performativität, Poststrukturalismus, Rassismus, Sprechakttheorie, Subjektivierung, Wien.

Abstract (engl.)

This paper identifies discursive practices which were applied in articles regarding “Karlsplatz” in the austrian daily newspaper “Die Neue Kronen Zeitung” in the period of 2004-2012. With the aid of the keyword “Obdachlosigkeit”, the following research tries to find procedures of exclusion. In the beginning the paper looks and critically revisions the formation of discourses as it was pointed out by Michel Foucault, to further connect these theories with ideas of “performance” and “rejection” articulated by Judith Butler. The so produced method linked with Siegfried Jäger’s discourse-analyses opens up the various movements around the term “Obdachlosigkeit”. Whereat the “first wave” of results showed that the term “Obdachlosigkeit” was inadequate, because it was just a part of a wider range of signs, it had to be exchanged by the term “Karlsplatz”. In addition the paper reveals that “exclusion” represents a deeper game of truth and therefore refers to “rejection” only in second line. That is why as a first step single texts were asked after their given relation of exclusion, in order to filter what reaches beyond the semantic level. The findings indicate two movements. First, the discourses in the “Neuen Kronen Zeitung” are pointing at, as Foucault puts it, “inner” racism which aims at the delinquent and abnormal. Secondly, this “inner” racism puts testimony to the field of rejection that is amorphous anomia and described in the articles as “Virus”. It is a death threat that ultimately works as an inner regulator in order to achieve normalization.

Keywords:

Appellation, Biopolitik, das Ausgeschlossene, das Verworfen, der Andere, „Die Neue Kronen Zeitung“, Diskurs, Diskursanalyse, Judith Butler, Karlsplatz, Michel Foucault, Obdachlosigkeit, Performativität, Poststrukturalismus, Rassismus, Sprechakttheorie, Subjektivierung, Wien.

Tabellen zur Strukturanalyse

ArtikelNr.	Erscheinungsdatum	Ressort	AuthorIn	Titel	Thema	Bild des Anderen	Auffälligkeiten
1	11.02.2005	-	PETER STRASSER	Schutzzone für Schule Karlsplatz	Schutzzone, bedrohte Kinder	Dealer, Obdachlose sowie Drogen- und Alkoholabhängige	Ausweisung aus Schutzzone basiert auf Annahme „zum Personenkreis gehörend“
2	25.02.2005	-	MARTINA MÜNZER	Mit Beratungsstellen gegen Drogensucht	Schutzzone, steigendes Problem mit drogensüchtigen jugendlichen Konsumenten	Organisierte Szene mit Zweigstellen, Süchtige	Rassistische Konnotation (Afrikaläden, dubiose Handshops)
3	31.03.2005	-	MARTINA MÜNZER	Die Stadt übernimmt Aufgaben der Polizei	Schutzzone, Sicherheitsgefühl	Drogendealer, Bettlerbanden, Handtaschendiebe	Rot-schwarzer Dialog-mit vereinter Kraft für Sicherheit
4	10.05.2005	-	KLAUS LOIBNEGGER, DORIS VETTERMAN	Endstation Karlsplatz! Ganz offen, ungeniert werden in der...	Drogensucht, 12-jähriger David	„Schwarzafrikaner“ als Drogendealer, gewissenlose Tami	Grenzziehung geschieht anhand der Antagonistin „Tami“ und den Süchtigen; rassistische Konnotation
5	01.07.2005	-	FLORIAN HITZ	Kameras für den Karlsplatz jetzt fix	Videoüberwachung	Suchtgiftszene	Soll „ungeniertes“ Verkaufen und Konsumieren verhindern
6	27.09.2005	-	BARBARA WINKLER, LINDA TRINKL	Kriminalität im "Kamera-Visier"	Videoüberwachung	Nur Begriff Kriminalität	Senkung der Kriminalität, Verweis auf „Überwachungsgesellschaft“

7	17.11.2005	-	CHRISTOPH BUDIN	"Cobra" verfolgte Dealer in U-Bahn	Flucht eines Kriminellen	„Drogentreff“, „Kokain Großhändler“	Flucht endet am Karlsplatz, Erfolg der Polizei
8	15.12.2005	-	?	"Überwachung ist ein Erfolg"	Videoüberwachung g. Drogenszene	Drogenszene	„Szene“ soll von belebten Verkehrsknoten vertrieben werden
9	25.04.2006	-	ERICH SCHÖNAUER	Gläserne Polizeiwache eröffnet	"gläserne" Polizeiwache Karlsplatz	neutraligsten Drogen-Brennpunkte	Suggestiert 1. Dass es sich um homogene Gruppen handelt und 2. Dass sie sich feindlich gegenüber stehen (Obdachlose und Drogenkranke)
10	27.06.2006	-	CHRISTOPH BUDIN	Mutter des Opfers: "Ulrich" suchte nach Liebe - und fand den Tod"	Mord an einer Frau	Nach Geburt zweier Kinder Alkoholismus und Drogensucht, Suchtgiftszene	Suggestiert Zwangsläufigkeit der Vorkommnisse
11	19.09.2006	-	DORIS VETTERMAN; GREGOR BRANDL	16-jähriger starb bei Drogenparty	Drei Jugendliche haben sich am Karlsplatz mit Drogen eingedeckt, einer starb	Die falschen Kreise	Waren in der Szene bekannt, suggestiert wiederum Homogenität, Thematisierung durch Skandal
12	12.11.2006	-	CLAUS PÄNDI	Läuft etwas schief?	Immer mehr Menschen leben im „Prekariat“, Drogenszene	Ist das Prekariat nun parasitär wirksam? vorbildlich verwaltet vs. heruntergekommen, immer mehr schlechte Gegenden und immer bessere Verwaltung?	Text versucht Brücke zwischen Prekariat – Alkoholiker/Drogensuchtigen – sozial Gestrandeten – In/Ausländern zu schlagen. Alles scheint eine Frage architektonischer Leistung zu sein. Rassistische Konnotation.

13	13.11.2006	-	MICHAEL POMMER	Mit Drogen vollgepumpte Neujährige, 14-Jährige auf der Suche nach...	Kinderprostitution , Drogenszene	„die vergessenen Kinder vom Karlsplatz“ im Raum mit den Drogenstichigen, sozial Gestrandeten etc.	Der amorphe Andere, „Karlsplatz-Virus“, Moralisierung durch Kinder
14	15.11.2006	-	MICHAEL POMMER; DORIS VETTERMANN	Schockierende Drogen-Berichte: Schon 7-Jährige trinken Alkohol!	Alkoholmissbrauch unter Jugendlichen	„Betrunkene Kinder am Karlsplatz, blauplattierte Schüler mit Drogenproblemen“	Problem Karlsplatz wird zur Kampagnisierung gegen Alkohol herangezogen.
15	24.11.2006	-	?	Drogen-Tod im Kinderzimmer	Kinder in der Drogenszene Karlsplatz	Drogenszene Karlsplatz	Dramatischer Bericht über die „armen“ Kinder und die vielen Toten. „Der Karlsplatz ist ein Thema. Aber eines, das in ganz Österreich wohnt“
16	04.03.2007	-	MICHAEL POMMER	Mit Projekt gegen die Zone um Schule wird Banden: sicherer!	Sozialprojekt zur Sicherung der Schulen und dem Schutz von Kindern	„Überhaupt gehört die Zone neben dem Karlsplatz zu den von den sozial Gestrandeten am häufigsten frequentierten Plätzen der ganzen Stadt.“	Bettler, Obdachlose und sozial Gestrandete bedrängen Kinder. Der Autor verweist darauf, dass dem Problem der „sozial Gestrandeten“ nicht mit Sozialprojekten beizukommen ist.

17	28.09.2007	-	MICHAEL POMMER	Wiens schlimmste Drogen-Zonen	„Der Karlsplatz versinkt immer mehr im Drogensumpf.“	Das ganze Repertoire hat sich am Karlsplatz versammelt. (Zugedröhnte, Dealer, Kinder-Prostituierte)	Rassistische Konnotationen (hochaggressive Schwarzafrikaner, Asylwerber); der Karlsplatz wird immer mehr zum Hort des Ungeduldeten
18	22.04.2008	-	KLAUS LOIBNEGGER, ANDI SCHIEL	„Aktion scharf“; Polizei räumt Karlsplatz	Schutzzone, Polizeieinsatz zur Räumung	„das Wiener Problem“ ist Nummer eins; dem Karlsplatz	Militärisch anmutende Räumung des Karlsplatzes;
19	18.06.2008	-	MICHAEL POMMER	Tausende Süchtige angereist; „EM-Preise“ auch bei Drogen!	Drogentourismus im Zuge der EURO 08	Der „ausufernde“ Drogensumpf des Wiener Karlsplatzes	Der Ruf des Karlsplatzes zieht Süchtige „Fans“ aus aller Welt an; Anstieg der Drogenpreise
20	19.06.2008	-	MICHAEL POMMER, ERWIN JANNES	Tourismus klagt über Zustände in Wien!	„Beschwerdeflut“ angeblicher Wientouristen	Der Karlsplatz; Taxonomie des Ausgeschlossenen (Süchtige, Drogendealer)	Karlsplatz trübt das Wienbild, Hoteliers warnen Touristen; Widerspruch zwischen Polizeiarbeit und Sozialarbeit; „das Tor zur Innenstadt“; Drogenmischlagplatz ist massives Sicherheitsrisiko

21	11.07.2008	-	GREGOR BRANDL	Junges Drogentrio vom Karlsplatz war tausendmal auf Diebestour	Festnahme des im Titel angeführten Trios	Stehlende, drogenabhängige Jugendliche	Das sogenannte Drogentrio scheint seinen Wohnort am Karlsplatz bezogen zu haben; 1000 Diebstähle, das heißt täglich einen 3 Jahre lang...
22	14.08.2008	-	GREGOR BRANDL	Drogen-Fahnder: "Das Geschäft mit den Ersatzstoffen liefert aus!"	Problematisierung der Vergabe von „Substitol“ durch Ärzte	„junges Paar, das 10000 Tabletten abgezweigt haben soll; Schwarzmarkt Karlsplatz	Simhaftigkeit sozialinterventionistischer Maßnahmen wird bezweifelt; die Suchtigen bereichern sich
23	27.09.2008	-	?	Neue Kritik an der Drogenpolitik	Prävention an Schulen; Zulange Wartezeiten bei Betreuungspätzen für Abhängige	Suchtgift	Das Sicherheitsbedürfnis wird wieder gegen soziale Maßnahmen Mithilfe des Arguments der Kinder ausgespielt. Suggestiert eine zu sanfte Politik der Stadt Wien die die Suchtigen gegenüber den Kindern bevorzugt
24	13.05.2010	lokal	MICHAEL POMMER	Karlsplatz als Drogenparadies: Überdosis am helllichten Tag!	Schandfleck Wiener Karlsplatz	Der Karlsplatz; Taxonomie des Ausgeschlossenen (Suchtige, Drogendealer)	Hoffnungslose Geschichte der Unterprivilegierten? Das Paradies der anderen Art. Der Karlsplatz bedeutet Tod und Elend, „geben sich die Konsumenten dort die Überdosis“, Wiederrum Ruf nach sicherheitspolitischen Maßnahmen

25	27.05.2010	lokal	MICHAEL POMMER	"Drogen-Szene wird auf ganz Wien verteilt"	Warbrief mehrerer Vereine, aufgrund des Endes der Gratis-Spritzen	„Horror-szenario“ über Drogenszene	Warnung vor dem Ausbreiten des „Problems“
26	18.06.2010	gerichtlich	?	Elf Jahre Haft für Männer, die Opfer gefoltert haben	Tod nach Prügelei am Karlsplatz	Drogenmilieu am Karlsplatz	Komplex aus Mord und Totschlag. Immer wieder kehrendes Motiv der Tatenlosigkeit
27	24.06.2010	lokal	MICHAEL POMMER; MARTIN A. JÖCHL	"Der Karlsplatz leert sich bereits"	Beschreibt die Führung zweier Redakteure der „Krone“ durch das Taberno durch Drogenkoordinator der Stadt Wien Michael Dressel	Klient (die Art der Berichterstattung lässt jedoch wenig Zweifel daran, was die beiden Redakteure davon halten	Ironische Untertöne ziehen sich durch den ganzen Text, „Klient“ im Sozialbereich verbreiteter Jargon, wird hier unter Anführungszeichen gesetzt, um den Status der Personen noch einmal ins Abwegige zu ziehen, bzw. zu zeigen, dass es sich hier eigentlich um Verbrecher handelt.
28	22.07.2010	lokal	?	Falscher Polizist straffe Süchtige	Mann gab sich als Polizeibeamter aus, um Bargeld und Suchtmittel zu „konfiszieren“	Süchtige	Pauschalisierung aller als Süchtige

29	21.03.2011	lokal	GREGOR BRANDL	Botschaft zu Drogen-Problem: "Nigerianer sind keine Dealer"	Stellungnahme eines nigerianischen Diplomaten zum Vorwurf, besonders viele nigerianische Staatsbürger würden mit Drogen handeln	Nigerianer bzw. „Schwarzafrikaner“	Der Staat Nigeria wird symbolisch in der Bloßstellung der Diplomaten zur Rechenschaft gezogen. Keine Kriminalisierung, aber es wird schon von vorn herein angenommen, dass ein Teil illegal im Land sei; rassistische Konnotation
30	19.04.2011	lokal	?	Dealerei: Schutzzone rund um Karlsplatz	Schutzzone; Kinder, Süchtige	Süchtige bedrohen Kinder	Wieder wird ein Verbindung Gefähr – Kinder hergestellt

Akademischer Lebenslauf

Schulische Ausbildung

1991 – 1995	Volksschule Bad Hofgastein
1995 – 1999	Hauptschule Bad Hofgastein
1999 – 2000	Bundesoberstufenrealgymnasium
2004 – 2005	Berufsreifeprüfung am WIFI St. Johann im Pongau
2006 – 2014	Studium „Internationale Entwicklung“

Forschung

2010	2-monatiger Forschungsaufenthalt im Rahmen des ITCOA der BOKU Wien in Uganda
------	--

Zusätzliche Ausbildung

2011 – 2012	„BokuDoku“ – Lehrgang für TV-Dokumentation bei Peter Zurek und Wolfgang Hackl
-------------	---